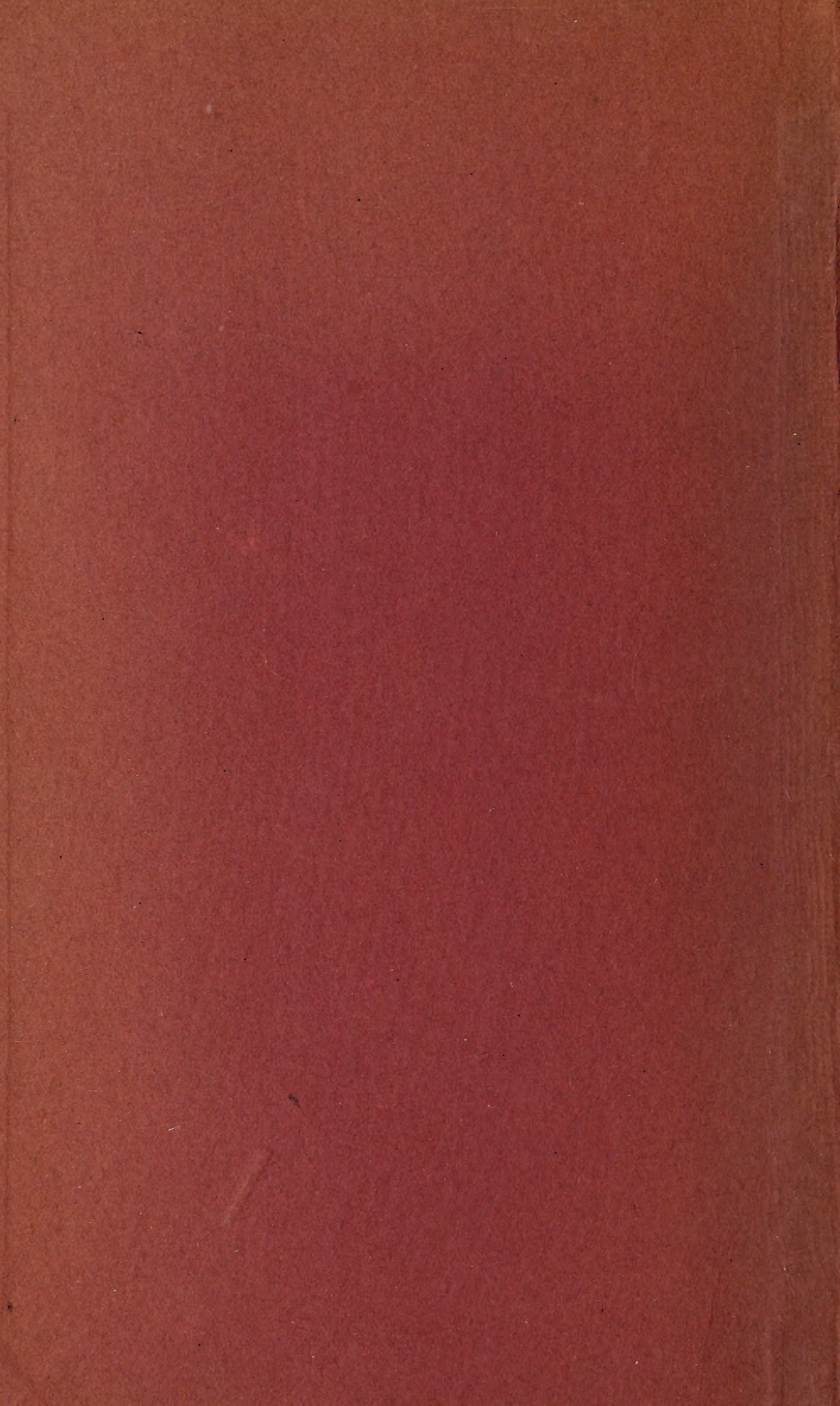
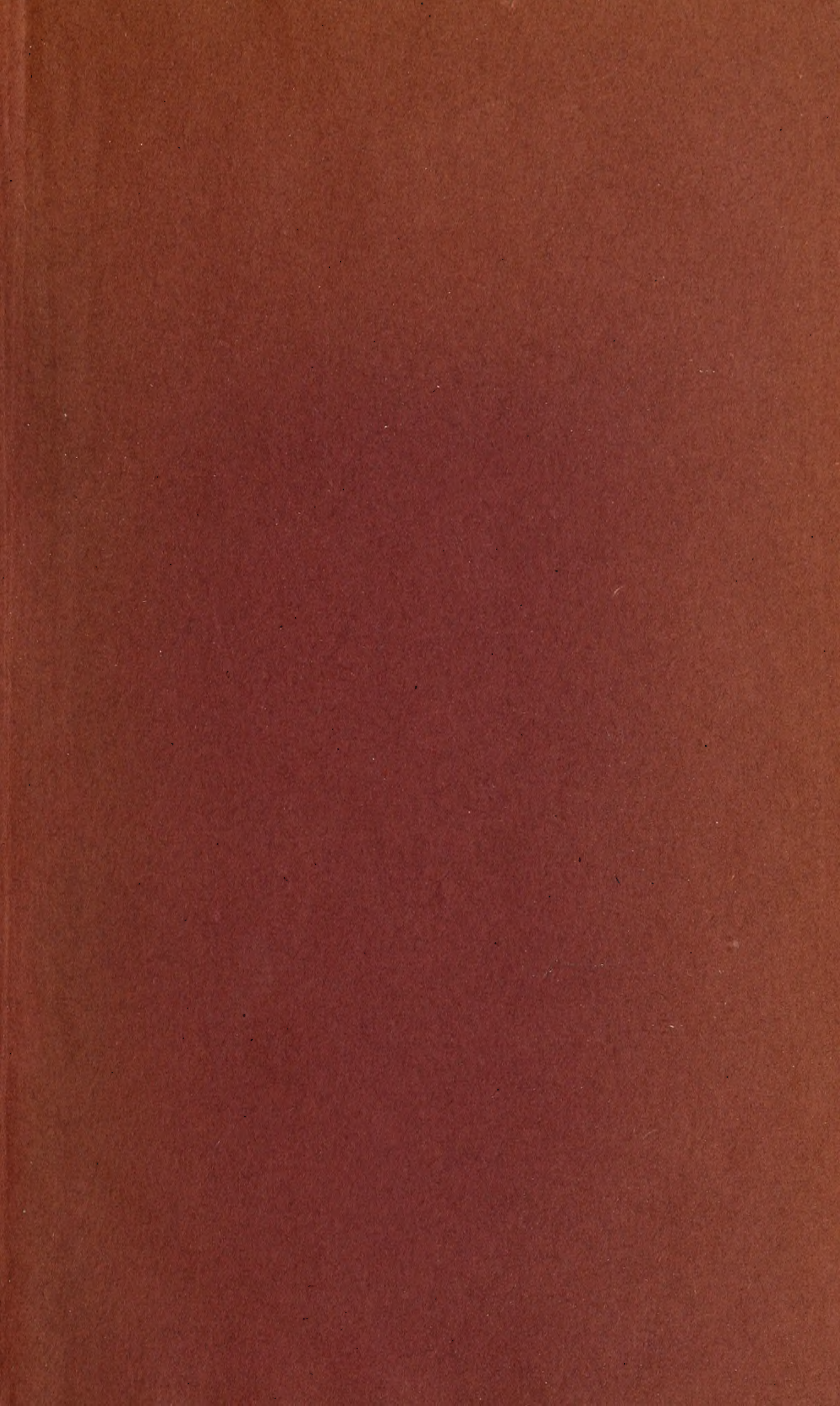








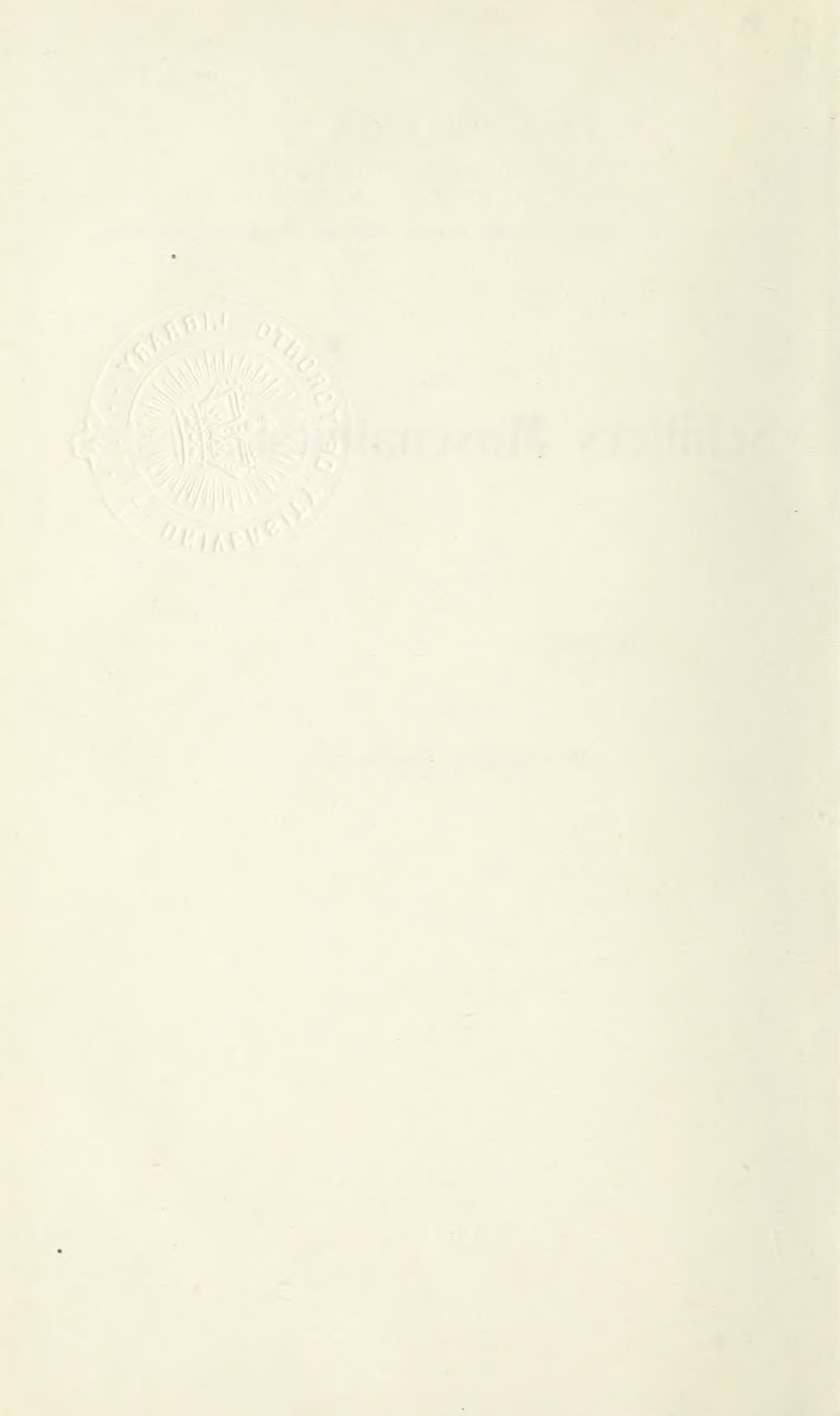
PALAESTRA LXXX.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Schillers Musenalmanache.

Von

Wolfgang Seyffert.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1913.



Vorwort.

Der erste und zweite Teil dieser Arbeit sind 1912 als Berliner Dissertation erschienen. Den Volldruck kann ich nicht besser beginnen, als ich den Teildruck schloß: mit dem Ausdruck des Dankes vor allem an Herrn Professor Erich Schmidt, dessen Teilnahme der Arbeit bis in die Nöte der Korrekturen treu blieb, daneben an die Leitung des Goethe-Schiller-Archivs, besonders an Herrn Geheimen Rat Wolfgang v. Öttingen, der mir in Weimar so freundlich entgegenkam.

In Einzelheiten haben mir die Herren Dr. Eduard v. d. Hellen in Stuttgart und Dr. Gottfried Bölsing in Berlin freundlich Auskunft gegeben. Für das Register mußte ich, schwer erkrankt, die Hilfe meiner Schwester in Anspruch nehmen, der ich den größten Teil des Verdienstes wie der Verantwortung überlassen muß. Herr Goswin Frenken hatte die Güte, mich bei der Korrektur zu unterstützen.

Berlin, im Januar 1913.

Wolfgang Seyffert.

I.

Vorgeschichte.

Schiller und die älteren Almanache.

Literatur: Für den Göttinger, Vossischen, Schillerschen und Schlegel-Tieckschen Almanach Redlichs Versuch eines Chiffrenlexikons, Hamburg 1875; für den Göttinger und Vossischen und den Leipziger Almanach der deutschen Musen: Grantzow, Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musenalmanachs, Berlin 1909; für den Wiener Musenalmanach: Otto Rommel, Euphorion 6. Ergänzungsheft 1906.

Schillers erste Berührung mit einem deutschen Musenalmanach lief auf einen scharfen feindlichen Zusammenstoß hinaus. Im Jahre 1781 gab der schwäbische Jurist Gotthold Friedrich Stäudlin, nur um ein Jahr älter als Schiller, für das Jahr 1782 zum erstenmal einen Schwäbischen Musenalmanach heraus, um Schwaben nicht hinter dem übrigen Deutschland zurückstehen zu lassen, wo dem Göttinger und dem Vossischen schon eine Anzahl anderer lokaler Almanache gefolgt waren, zumal in Leipzig[1]). Die vorzüglichsten Beiträger von Stäudlins Sammlung, in der auch ein Gedicht Schillers (Die Entzückung an Laura) stand, waren durchweg um das Jahr 1760 geboren —

1) Über Stäudlins Almanach und Schillers Anthologie am besten und ausführlichsten: Minor, Schiller; S. 420 ff. und mit besonders eingehender Behandlung des Stäudlinschen Almanachs Weltrich, Schiller; S. 483 ff. Auch Rudolf Krauß, Münchner Allgemeine Zeitung 1896 Beilage Nr. 207.

der jüngste, Friedrich Karl Lang, zählte fünfzehn Jahre — gehörten also einer ganz jungen Generation an. Von Originalität aber ist blutwenig bei den Armbruster, Conz, Reinhard, Thill und den meisten andern zu spüren. ‚Die Rhythmen und Weisen der Göttinger klingen überall wieder, und zwischen Klopstock und Bürger schwankt das poetische Credo‘ (Weltrich). Und wenn uns auch manche der ihre schwäbische Herkunft vielfach auch in den Reimen verratenden Gedichte mit ihrem übertriebenen, schwülstigen Pathos, ihrer Neigung zu lauten Kraftworten und grellen, krassen Bildern mitunter etwas an den verspäteten und verzerrten Sturm und Drang der Schillerschen Jugendlyrik erinnern mögen, so kann sich doch an Gewalt der Rhetorik und Macht des Eindrucks keines mit ihr vergleichen.

Die Gründe der Fehde zwischen Stäudlin und Schiller sind nicht völlig aufgeklärt. Persönliches mag stark mit im Spiele gewesen sein, Stäudlin und nicht Schiller galt allgemein als der poetische Messias Schwabens — schon im Mai 1776 hatte ihn Schubart ‚das beste dichterische Genie im Würtembergischen‘ genannt, und noch im März 1781 forderte der gute Conz in einer im Schwäbischen Musenalmanach gedruckten Ode Schiller auf, mit ihm und Reinhard zugleich Stäudlin an das Ziel der Unsterblichkeit nachzufliegen. Stäudlin hat wohl auch Gedichte Schillers für seinen Almanach zurückgewiesen [1]). Aber Schillers Rezension im Wirtembergischen Repertorium [2]) wird über die scharfe Kritik der Stäudlinschen Sammlung hinaus zu einer schroffen Absage an die gesamte deutsche Almanachliteratur. Als er selbst nun gegenüber dem Alma-

1) Ohne die Gründe zu übersehen, die eine Zurückweisung Schillerscher Gedichte durch Stäudlin wahrscheinlich machen, ist doch zu bemerken, daß es dann für Stäudlin sehr nahe gelegen hätte, in seiner scharfen Entgegnung auf Schillers Kritik in der Vorrede zum zweiten Jahrgang seines Almanachs auf ein so eminent persönliches Motiv des Gegners hinzuweisen.

2) Goedekes Ausgabe 2, S. 376 ff.

nache Stäudlins mit wenigen Freunden eine Gedichtsammlung herausgibt, nennt er sie nicht Musenalmanach, sondern Anthologie und geht auch hier den Almanachen wieder scharf zu Leibe.

Zwar erschien Schillers Anthologie nur dies einemal, schon darum, weil Schiller die poetischen Kosten wesentlich mit seinem eigenen lyrischen Vorrat bestritten und ihn dadurch erschöpft hatte, während Stäudlins Almanach es auf sechs Jahrgänge brachte, denen dann nach einer Pause von vier Jahren noch zwei weitere, auf die Jahre 1792 und 93, folgten. Unter seinen Mitarbeitern sind einige — Conz und Haug, die auch Schillers Recension auszeichnete, und unter den später hinzukommenden Neuffer und Hölderlin — die dann auch an Schillers Almanach teilnahmen. Dem Herausgeber selbst aber, der sich, von allen Seiten vom Mißgeschick verfolgt, 1796 im Rhein ertränkte. soll seine Elegie ‚An Schiller, als eine falsche Nachricht von seinem Tode erschollen war', aus der ehrliche Bewunderung des einstigen Gegners spricht, so wenig vergessen sein wie seine Teilnahme für den jungen Hölderlin, dessen erste Gedichte er in seinem Almanach veröffentlichte und den er an Schiller empfahl. Aber die zornigen Ausfälle des jungen Stürmers und Drängers Schiller gegen die Almanachliteratur der Zeit sind uns wohl begreiflich. Schon damals hatte er nicht ganz Unrecht, wenn er auch die Almanache nicht schonte, die ‚nur die Namen großer Dichter bey sich führten, unfruchtbar und arm, wie sie etwa auf ihren Grabmälern stehen dürften'. Da muß sich selbst Klopstock eine Zurechtweisung gefallen lassen, weil auch er sich in dieser Gesellschaft antreffen läßt. Es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, wenn in derselben Rezension von dem ‚hohen Alter' des doch erst Achtundfünfzigjährigen die Rede ist: so unerbittlich rasch ging damals die Literaturentwicklung, daß Klopstock kein Jahrzehnt nach dem Abschluß seines Hauptwerks eine historische Erscheinung

geworden ist, ein großer Name, keine lebendig fortwirkende Kraft. Was aber hatte dann der jungen Generation gar ein invalider Dichter wie Gleim zu sagen, der mit seiner mechanisch im alten Gleise beharrenden Nachfolgerschaft unermüdlich in jeden Jahrgang des Vossischen Almanachs — und nicht nur in diesen — seinen Trott nahm:

> Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
> Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest?

so spottete das Xenion mit gutem Grunde noch fünfzehn Jahre später. Was sich sonst von bedeutenderen Dichtern noch an den Musenalmanachen beteiligte — Jacobi, vom Kreise des Göttinger Hains und der ihm nahe stehenden Poeten Stolberg, Claudius, Bürger, und von der jüngeren Generation Matthisson und Salis — bedeuteten ihre Beiträge mehr als ein paar Inseln in der Sintflut von Mittelmäßigem und Dilettantischem, die die Almanache überschwemmte? Und schließlich stellten auch diese Dichter lange nicht mehr den Gipfel der deutschen Poesie dar.

Nach jener Schillerschen Kritik ging der Niedergang der Almanache stetig und unaufhaltsam weiter. Ein Jahrzehnt später hätte sie eine noch weit größere Berechtigung gehabt. Der älteste deutsche Almanach, der Göttinger, hatte freilich seit 1779 in dem Herausgeber Bürger nicht nur einen großen Namen, sondern auch einen Dichter von außerordentlicher Kraft und Originalität gewonnen. Aber wie früh wurde diese Kraft gebrochen! Man ist versucht, es mit der Herausgabe des Almanachs, mit dem endlosen Herumkorrigieren an den eingesandten Beiträgen in Zusammenhang zu bringen, wenn aus dem naiven, improvisierenden Lyriker in den achtziger Jahren der unsicher tastende, reflektierende und experimentierende Formenboßler wird. Man braucht nur das im Almanach auf 1777 erschienene Gedicht „Das Mädel, das ich meine“ (trotz allem, was sich schon dagegen sagen

läßt), mit der im Almanach auf 1792 veröffentlichten neuen Fassung ‚Die Holde, die ich meine‘ zu vergleichen, um zu erkennen, wie unerquicklich diese Entwickelung Bürgers ist. Oder man nehme seine Balladen: im Göttinger Almanach auf 1774 war die Lenore erschienen; in den ersten acht Jahren seiner Redaktion folgten noch das Lied vom braven Mann, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, der wilde Jäger — von Stücken wie dem Kaiser und dem Abt oder gar der Frau Schnips ganz abgesehen; in den letzten acht Jahren aber, in den Almanachen auf die Jahre von 1787 bis 1794, folgte überhaupt nur noch eine Ballade, das Lied von Treue (1789). Die Gedichte aber, die Bürger sonst in diesen Jahren zu seinem Almanach beitrug, waren weder zahlreich noch — zum großen Teil — von besonderem Werte, wenn uns auch manche Sonette (An das Herz, Almanach auf 1793) und ein paar Epigramme mit ihrem freilich etwas forcierten Trotz ans Herz greifen. Und gewiß war Schillers Rezension der Bürgerschen Gedichte hart, ungerecht und selbst verständnislos. Aber die unaufhörliche Polemik des Angegriffenen und seiner Freunde machte nun Bürgers Sache nicht besser und die Lektüre des Almanachs nicht erquicklicher. Was außer Bürger zu seinem Musenalmanach beitrug — und Bürger selbst täuschte sich am wenigsten darüber — das waren zum größten Teil ganz fade Dilettanten, deren öde Reimereien erst von dem Herausgeber selbst einigermaßen zurechtgestutzt wurden. In den letzten Jahrgängen kam ja dann auch Bürgers ‚junger Aar‘, Wilhelm Schlegel, hinzu, und manche seiner Beiträge, etwa die Petrarca-Übersetzungen, bedeuteten gewiß einen Gewinn für den Almanach. Aber ein Lyriker, auf dem das Heil eines Almanachs allein oder zum großen Teil beruhen konnte, war der saubere Schlegel sicher nicht, und Gedichte wie ‚Endymion‘ oder ‚Adonis‘, die eher an einen Epigonen Wielands als an die Dichtung der späteren Romantiker erinnern, von noch schwächeren abgesehen, kamen dem Werte des Almanachs auch wenig

zu gute. Gewiß waren im Bürgerschen Almanach dann noch Dichter wie Kosegarten, Conz, Haug, Neuffer und andere vertreten, die später auch im Schillerschen wieder aufgenommen wurden. Aber dort fungierten sie als Statisten, während sie bei Bürger an der Spitze der Mitarbeiter marschierten. Es war doch kein gutes Zeichen für einen Musenalmanach, wenn an eine Stelle, die besondere Aufmerksamkeit auf sich zog, als Eröffnungsgedichte, Lyrika von Kosegarten, Gramberg oder noch geringeren zu stehen kamen. Es ist ein geradezu klägliches Bild, das etwa die letzten fünf Jahrgänge (1790 bis 1794) bieten. Neben Bürger und Schlegel ist der von Goethe verspottete Märker Schmidt von Werneuchen beinahe der erfreulichste. Ganz bezeichnend für die Art des Bürgerschen Almanachs, der immer leichtere, liedartige, auch gesellige Poesie besonders gepflegt hatte, sind die beiden einzigen Gedichte, die sich heut noch einigermaßen lebendig erhalten haben: Beruf zur Freude (Zu des Lebens Freuden) von dem sonst vergessenen Friedrich von Köpken und Klamer Schmidts Neuer Vorsatz (Da lieg ich auf Rosen). Sonst stehen Leute wie Bouterwek, der glatte F. L. W. Meyer, Klamer Schmidt, Conz und Haug, auch Karl Reinhard immer noch in den vordersten Reihen, während Kosegarten durch seine geringe Beteiligung zurücktritt. Einmal in den letzten fünf Jahrgängen taucht auch Gleims, einmal sogar der Karschin Name auf, von denen besonders der erste sonst mehr den Vossischen Almanach zu beglücken pflegte. Das sind die bedeutenderen Dichter des Bürgerschen Almanachs der neunziger Jahre: eine Aufzählung der geringeren wird damit überflüssig.

Da stand dem Göttinger Almanach sein Rivale, der Vossische, nun freilich entschieden überlegen gegenüber. Dem Geiste nach stellte *er* die Fortsetzung der für die Entwickelung der deutschen Lyrik so bedeutsamen ersten Jahrgänge des Göttinger Almanachs dar, er hatte einen ernsteren, gewichtigeren Charakter als der Bürgersche,

was von bedeutenderen Dichtern sich noch an den Musenalmanachen beteiligte, gehörte im Wesentlichen zu seinem Kreise. Da fanden sich außer dem Herausgeber Voß selbst noch sein Schwager Boie, ferner Friedrich Leopold Stolberg und von jüngeren Dichtern Matthisson und Salis ein; Klopstock erschien noch gelegentlich, Johann Georg Jacobi blieb auch den späteren Jahrgängen nicht ganz fern, Miller sandte noch ein paar Beiträge, und gegenüber selbst den bedeutenderen Mitarbeitern des Göttinger Almanachs — von denen hier etwa Conz, Haug, Schmidt von Werneuchen, Klamer Schmidt nicht fehlen — konnten sich auch Dichter wie der milde Overbeck oder der freilich oft allzu nüchterne Pfeffel recht wohl sehen lassen. Nehmen wir etwa die Jahrgänge von 1790 bis 1794, die bei Bürger ein so klägliches Bild ergaben, so erscheinen in ihnen alle diese Namen, und jeder Almanach bringt eine Anzahl einzelner Gedichte, denen wir im Rahmen ihrer Zeit und selbst darüber hinaus durchaus nicht jeden Wert und jede Wirkung absprechen dürfen. Aber anderseits können doch solche Gedichte nichts daran ändern, daß im Ganzen der Eindruck auch dieser Almanache unerquicklich und rückständig ist. Und auch Dichter von großem Namen leisteten hier nur zu oft poetisch recht Mäßiges. Sie gehörten doch fast durchweg einer älteren Generation an, die von der jüngsten Entwickelung der deutschen Literatur schon in den Hintergrund gedrängt worden war. Klopstock hatte sich völlig überlebt; und Voß selbst, der aus materiellen Gründen den Almanach nicht aufgeben konnte, geriet, um ihn überhaupt zu füllen, in eine Massenproduktion, die aus jedem Einfall ein Gedicht machte und von einem antiken Dichter nach dem andern eine mechanische Übersetzung verfertigte. Die Fühlung mit der jungen Literatur ging ihm in dem abgelegenen Eutin ganz verloren, dafür war sein Almanach der Tummelplatz für den alten Gleim und dessen Gefolge. Überhaupt blieb auch hier die Schar der kleinen Nachahmer und Dilettanten keineswegs aus: konnte doch

Voß schon darum nicht zu streng wählen, weil er im Grunde froh war, überhaupt genug Beiträge für den Almanach zu bekommen. So mußte denn auch die unglückselige Karschin noch nach ihrem Tode hier als „deutsche Sappho“ spuken.

Noch schlimmer stand es um die kleineren, jüngeren Sammlungen verwandter Natur. Da war etwa neuerdings — seit 1795 — das doch gewiß von einem begabten Lyriker herausgegebene Taschenbuch Johann Georg Jacobis und seiner Freunde, von dem Charakter der Musenalmanache freilich darin abweichend, daß es der Prosa mindestens denselben Raum einräumte wie der Poesie. Unter den lyrischen Beiträgen des Herausgebers finden sich ein paar gute Gedichte, namentlich im ‚Überflüssigen Taschenbuch für das Jahr 1800‘ das Herbstlied ‚An die Natur‘ und das anmutige ‚Chloe‘ kennst du noch die Stunde! (Der Kuß)[1]); und das Beste trug nicht einmal er bei, sondern, zu demselben Jahrgang, der treffliche Matthias Claudius mit einem so reinen, im Ton ganz einheitlichen und in sich vollendeten Gedicht wie ‚Bey ihrem Grabe‘. Sonst aber waren von bedeutenderen Dichtern nur Klopstock, die Stolbergs und Herder seltene Gäste (wie übrigens auch Claudius); bloß Voß, der auch diese Gelegenheit, seine Übersetzungen unterzubringen, nicht vorbeilassen konnte, erschien nur zu oft, und der eifrigste Beiträger neben dem Herausgeber war Pfeffel mit seinen Fabeln. Dazu ein paar Statisten, und das Bild ist fertig.

Ende Oktober 1795, als am ersten Jahrgang des Schillerschen Almanachs noch gedruckt wurde, sandte Voß seinen Musenalmanach auf 1796 an Schiller, der nun brieflich gegenüber Goethe, Humboldt, Wilhelm Schlegel, Körner die härtesten Urteile über ihn fällte. War schon früher Körner, der die Konkurrenz des Vossischen Almanachs für den Schillerschen fürchtete, mit dem Hinweis auf den zweiten schlechten Band von Vossens Gedichten

---

1) Das freilich schon im Februar 1776 in der Iris erschienen war.

beruhigt worden[1]), so muß sich der letzte Jahrgang des alten, angesehenen Almanachs jetzt Epitheta wie ‚horribel‘, ‚miserabel‘, ‚schlechter als man sich eine Vorstellung machen kann‘, ‚über die Maßen dürftig und elend‘ gefallen lassen. Der Göttinger Almanach wird in dies Verdammungsurteil eingeschlossen, aber ‚der Vossische ist fast der schlechtere‘[2]). Ein Blick auf den Inhalt beider Almanache mag zeigen, wie weit sie zum Wettkampf mit dem neuen gefährlichen Konkurrenten gerüstet waren und wie weit der strenge Kritiker mit seinem Urteile Recht hatte.

Den Göttinger Almanach auf 1796 gab, als Nachfolger des toten Bürger, sein Schüler Karl Reinhard heraus, selbst ein mäßiges Formtalent ohne jede Originalität, dessen flache Verse für den Almanach wenig oder nichts bedeuteten. Daß der Almanach überhaupt vom Ruhm vergangener besserer Zeiten zehrte, zeigt schon die Aufnahme längst bekannter, wenn auch neu überarbeiteter Dichtungen. So erschienen in neuer Fassung Bürgers zuerst im Göttinger Almanach auf 1795 veröffentlichte Nachtfeier der Venus und, ebenfalls als Probe einer künftigen Sammlung, sogar Ramlers vor fast einem halben Jahrhundert zum erstenmal gedrucktes Lob der Stadt Berlin (An einen Granatapfel). Wie schon in den Jahrgängen der Bürgerschen Redaktion fällt auch in diesem Almanach die verhältnismäßig große Zahl der Beiträger auf: einen festen, einigermaßen zu umgrenzenden Mitarbeiterkreis besaß der Göttinger Almanach in der letzten Zeit seines Bestehens eben viel weniger als der Vossische, man verließ sich auf gelegentliche Beiträge der bedeutenderen Lyriker und wählte im Übrigen von den kleinen Leuten, die Gedichte schickten, das Brauchbarste aus und machte es, wenns nötig war, noch ein bißchen für den Almanach zurecht. Unter den Mitarbeitern von literarischem Ansehen standen in diesem Jahrgang Herder

1) 31. August 1795.

2) An W. Schlegel 29. Oktober 1795.

mit einem unbedeutenden Epigramm, daneben Göckingk, Knebel, Conz und Haug voran, der alte Gleim ist wieder stark beteiligt. Klamer Schmidt und Tiedge erscheinen in seinem Gefolge. von den Mitarbeitern des Schillerschen Almanachs sind noch Friederike Brun und Karl Lappe vertreten: zwei Repräsentanten der alten Garde, der ‚Barde Rhingulph', Karl Friedrich Kretschmann. und der Epigrammatiker Kästner, von dem schon vor sechzehn Jahren[1]) Boie an Bürger geschrieben hatte. ob er denn keinen Freund habe, ihm das solve senescentem zuzurufen, zwei Jahrzehnte ehe die Romantiker seinen Witz in den Ruhestand versetzen mußten, schließen die Reihe der bekannteren Beiträger. Damit ist die Zahl der Mitarbeiter nicht entfernt erschöpft. Aber die Schar derer, die ‚die Masse machen', braucht hier nicht aufgezählt zu werden.

Da sind wir, trotz Schillers Urteil, doch immer noch geneigt. auch hier dem Vossischen Almanach den Vorzug zu geben. Erschien doch hier, auf einen Besuch Vossens in Weimar hin. zum erstenmal seit zwanzig Jahren Goethe wieder in einem Musenalmanach mit der Elegie ‚Das Wiedersehen' und den ‚Liebesgöttern auf dem Markte'. Unter Boies Gedichten verdient die lange romantische Ballade ‚Die Elfenburg', einen Stoff behandelnd, wie ihn ähnlich später freilich mit weniger Apparat, knapper und reizvoller Conrad Ferdinand Meyer im ‚Fingerhütchen' gestaltete, doch vollauf das ihr von Wieland wie von Wilhelm Schlegel gespendete Lob. Von den übrigen Beiträgen des Dichters der zum Studentenlied umgebildeten ‚Lore am Tore' lassen wir uns manches, etwa eine Nachdichtung jener bekannten überaus anmutigen Rousseauschen Arie ‚Que le jour me dure', die auch von Herder und Gotter übertragen wurde, oder die parodische ‚Nänie', ebenfalls nach einem französischen Vorbild, gern gefallen. Doch schon bei diesem Gedicht ist wieder zu bemerken, daß eben von diesem französischen Original

1) 30. September 1779.

schon im Vossischen Almanach auf 1782 eine — freilich schwächere — Nachbildung erschienen war (‚Herr Paliß‘ von Dietrich Ernst von Spiegel). Und die Mehrzahl von Boies Beiträgen zeigt zwar sein von Voß gerühmtes Talent, leichte, gefällige Liederchen aufzustutzen, ist aber doch allzu leichte, verflatternde Ware. Von den zahlreichen Stücken des Herausgebers selbst konstatierte Schiller[1]) mit Recht, es sei darunter ‚kein einziges gut, sehr wenige erträglich und etliche abominable‘. Und als dritter Beiträger kam wieder der unvermeidliche Gleim hinzu, dem Apollo wirklich den horazischen Wunsch gewährt hatte

nec turpem senectam
Degere nec cithara carentem.

Die wenigen Gedichte, die die Brüder Stolberg, Salis, Overbeck beitrugen, wollten auch nicht viel bedeuten, und die Eschenburg, Haug, Klamer Schmidt, von einigen ganz schalen Dilettanten abgesehen, konnten die Ehre des Almanachs noch weniger retten. Das Ganze wirkte gegenüber der jüngsten literarischen Entwicklung doch wieder ganz unerfreulich und rückständig.

Die Zeit war erfüllt, und schon seit einer Reihe von Jahren waren alle Bedingungen gegeben, das Erscheinen eines neuen Musenalmanachs, der nur wirklich die *moderne* Lyrik pflegte, aussichtsreich zu machen. Schiller mochte wohl schon längere Zeit an die Herausgabe eines solchen gedacht haben, bevor er die ersten Schritte dazu tat; auch seinen Finanzen wäre eine Einnahme, wie sie Voß durch seinen Almanach hatte, sehr zu statten gekommen. Der Ausführung aber stand *ein* Bedenken entgegen: so lange Bürger Herausgeber des Göttinger Almanachs war, mußte Schiller den Gedanken weit von sich weisen, dem von ihm so hart und — wie er später doch selbst einsah — unbillig angegriffenen, schwer gekränkten Manne nun auch auf *diesem* Felde das Licht zu verstellen. Aber

1) 26. Oktober 95 an Humboldt.

dieses Bedenken fiel, als der 8. Juni 1794 die Tragödie von Gottfried August Bürgers Leben endete.

Versuch mit Dieterich anzuknüpfen. Der Kontrakt mit Michaelis.

Vielleicht war es auch erst Bürgers Tod, der Schiller auf den Gedanken brachte, selbst einen Musenalmanach herauszugeben. Jedenfalls wandte er sich unmittelbar darauf, um die Zeit jenes entscheidenden Gesprächs mit Goethe, das die Annäherung beider Dichter herbeiführte, im Juni oder Juli 1794 an den Verleger des Göttinger Musenalmanachs und bot ihm an, selbst die Herausgabe zu übernehmen[1]. Aber Bürgers alter Freund Dieterich antwortete am 1. August ablehnend: er sei von dem Vorteil überzeugt, den Schillers Herausgeberschaft dem Almanach bringen würde, habe aber bereits einen Kontrakt mit Reinhard unterzeichnet — der schon bei der Redaktion der letzten Jahrgänge Bürger unterstützt hatte und dann auch wirklich den Göttinger Almanach seinem Ende entgegenführte[2]). Da wurde Schillers Gedanke von anderer Seite aufgegriffen: durch Wilhelm von Humboldts[3]) Vermittelung übernahm der junge Hofbuchhändler Salomo Michaelis aus Neustrelitz, ‚der erste Jude, der als Verlagsbuchhändler mit unsern führenden Geistern in Verbindung gekommen ist' (Minor), einen neuen von Schiller herauszugebenden Musenalmanach.

Michaelis' Charakter ist nicht ganz durchsichtig. Dem ‚sehr hell denkenden Juden' (Knigge), dessen Unternehmungsgeist und Kenntnisse auch Schiller anfangs

1) Vgl. Jonas, Schillers Briefe 4, S. 528, wo aber Z. 18 statt Karl Reichard: Reinhard zu lesen ist.

2) Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe S. 97 f.

3) Humboldt an Schiller 17. August 1795: ‚Es thut mir leid genug die Veranlassung Ihrer Verbindung mit ihm (Michaelis) gewesen zu sein'.

rühmte[1]), gestand selbst ein so anspruchsvoller und hierin gewiß kompetenter Beurteiler wie Friedrich Schlegel ,viel Bildung und Geist' zu. Und unbegabt war der Mann gewiß nicht, der nicht nur die Bedeutung einer buchhändlerischen Verbindung mit Schiller klar einsah sondern auch schon Wilhelm Schlegels Shakespeare in Verlag nehmen wollte und selbst in Friedrich Schlegel bereits den Mann von Zukunft erkannte und der später, als Geschäftsmann gescheitert, sich als Universitätslehrer und Journalist eine geachtete Position zu schaffen wußte und mit Männern wie Justinus Kerner oder dem liberalen württembergischen Minister von Wangenheim in guten Beziehungen stand. Aber schon Friedrich Schlegel fand ihn von vornherein ,verwirrt', und Zähigkeit, Tatkraft,

---

1) Schiller an Hoven 21. Nov. 1794. — Vgl. auch Friedrich Schlegel an Wilhelm 17. Mai 96: ,Was ich Michaelis sehr hoch anrechne ist daß er mich auf einen sehr glücklichen Gedanken in Rücksicht der Eintheilung meiner Schrift gebracht hat'. — Über Michaelis am ausführlichsten: panegyrisch, offenbar von seinem Neffen, dem Tübinger Rechtsprofessor Adolf Michaelis, im „Neuen deutschen Nekrolog" 22. Jahrgang (1944) I, Nr. 146; Minor, Ein verschollenes Oppositionsblatt, Festgabe zum 100jährigen Jubiläum des Schottengymnasiums, Wien 1907, Seite 202/08; unzuverlässig und gewiß einseitig ungerecht und ungünstig Johann Heinrich Eckardt: Schillers Verleger Michaelis, Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, 1. Jahrgang 1910, S. 289/96. — Hier sei noch hinzugefügt, daß Michaelis und seine Familie noch einmal im Leben eines andern schwäbischen Dichters eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben: jene Julie Michaelis, mit der der junge Waiblinger einen so mysteriösen Liebeshandel hatte, war seine Nichte. Die sehr romanhaft aufgeputzte Darstellung bei Karl Frey, Wilhelm Waiblinger (Aarau 1904) Seite 115/26, wird wohl übrigens dahin korrigiert werden müssen, daß Adolf und Julie Michaelis nicht im Hause ihres Vaters, eines Advokaten, lebten — von dem weder Canitz noch Grisebach wissen —, sondern, wie auch der „Neue deutsche Nekrolog" ausdrücklich sagt, eben bei ihrem Oheim, dem emeritierten Professor Salomo Michaelis; auch in Briefen Waiblingers (Ungedruckte Liebesbriefe von Wilhelm Waiblinger, mitgeteilt von Otto Güntter, Süddeutsche Monatshefte Dezember 1904) ist nur von ,Oncle und Bruder' die Rede.

Konsequenz besaß der unruhige Mann offenbar nicht: wie er seine wissenschaftlichen Studien aufgegeben hatte, um als Günstling des Vaters der Königin Luise, des Bruders und Nachfolgers von Reuters Dörchläuchting, eine Hofbuchhandlung in Neustrelitz zu errichten, so vertauschte später der Tübinger Universitätsprofessor sein Amt mit der Tätigkeit eines aktiv an den politischen Tagesereignissen teilnehmenden Journalisten. Dabei — nach seinen Briefen wie nach den Urteilen dritter — nicht ohne Eitelkeit und Ziererei (die man freilich dem sechsundzwanzigjährigen Juden, der in solchen Verbindungen stand und ein Urteil wie das Friedrich Schlegels verdiente, auch nicht zu hart anrechnen sollte), war er auf die Dauer wohl wirklich ‚kein angenehmer Mensch'. Um sein Fiasko als Verleger herbeizuführen, kam noch hinzu, daß er sich trotz der Unterstützung seines Fürsten keineswegs in einer gesicherten materiellen Lage befand, vielmehr nach Friedrich Schlegels Ausdruck von vornherein ‚hart an der Kippe stand'. Warnt Schiller später Hölderlin vor einem ‚unbedeutenden Anfänger von Verleger ohne einen gewissen Rückhalt von eigenem Vermögen, der ihm verstattet einen kleinen Stoß zu verschmerzen'[1], so mag er dabei an seine Erfahrungen mit dem dann doch von ihm allzu hart beurteilten Michaelis denken. An dem Mißgeschick, das ihm beim Verlage des ersten Schillerschen Musenalmanachs widerfuhr, trug Michaelis keine Schuld, und was er sonst etwa versah, war für einen Anfänger in seiner Lage immerhin verzeihlich. Aber den Ansprüchen, die Schiller an einen Verleger stellte, genügte der im Grunde doch zu Geschäften Untaugliche nicht, und Cotta, der den Verlag des Almanachs vom zweiten Jahrgang an übernahm, war denn freilich ein ganz andrer Mann.

Inzwischen ließ sich aber noch alles gut an. Schon im August 1794 war Michaelis in Jena — er selbst hat

1) 24. August 1799.

von diesem Besuche, den er im Mai des nächsten Jahres wiederholte, später ausführlich erzählt[1]) — und am 15. August wurde der Kontrakt von Schiller und ihm unterzeichnet: Schiller versprach, in Michaelis' Verlag von 1795 an jährlich einen Musenalmanach von 10 bis 12 Bogen groß Duodez herauszugeben; er sollte für die Redaktion und seine eigenen Beiträge jährlich 300 Reichstaler, und jeder Mitarbeiter das von ihm bestimmte Honorar erhalten, doch so, daß dessen Gesamtsumme nie 150 Reichstaler überstieg; jeder Mitarbeiter erhielt ein Exemplar des Almanachs, der Redacteur sechs; gelöst werden konnte der Kontrakt nur durch förmliche Aufkündigung drei Monate nach Erscheinen des letzten Jahrgangs — Bedingungen, die in der Hauptsache dann später auch die Grundlage des Übereinkommens mit Cotta blieben.

So konnte Schiller am 30. Oktober 1794 an Goethe melden: ‚Ich habe jetzt wegen des Musenalmanachs, von dem ich Ihnen neulich in W. schon sprach, mit dem Juden Buchhändler ordentlich contrahiert, und er wird künftige Michaelis Messe erscheinen. — Mir ist diese Entreprise, dem Geschäfte nach, eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bey einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann'[2]).

1) Schwab, Schillers Leben S. 529 33, wieder abgedruckt bei Petersen, Schillers Gespräche Nr. 230. — Der Kontrakt ist gedruckt bei Urlichs, Briefe an Schiller S. 190.

2) Etwas auffällig ist es vielleicht, daß Schiller Goethe erst jetzt von dem Kontrakt Mitteilung macht, der doch bei seinem Besuch in Weimar im September schon unterzeichnet war. Doch liegt die Annahme nahe, daß Schiller Goethe von einem bestimmten Abschluß erst benachrichtigen wollte, nachdem er die bestimmte Zusage seiner Beiträge erhalten hatte.

II.

Schillers Prinzipien und redaktionelle Tätigkeit.

Übersicht über die einzelnen Almanache.

1. *Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller. Neustrelitz, bei dem Hofbuchhändler Michaelis.* 260 Seiten (ohne Register) in Duodez mit einem von Johann Friedrich Bolt gestochenen Apollokopf als Titelkupfer. Kalender und 8 Musikbeilagen (Schiller, Die Macht des Gesanges: Goethe, Nähe des Geliebten; Haug, Minnelied; Sophie Mereau, Frühling; Goethe, Meeresstille — Glückliche Fahrt; Kophtisches Lied (2.); Schiller, Würde der Frauen, komponiert sämtlich von Johann Friedrich Reichardt). Druck in Antiqua, Namen der Verfasser mit kleiner Kapitalschrift, Auflage 3000 Exemplare, Preis: „auf Schreibpapier sauber gebunden 1 rthlr. sächs., in Seide 1 rthlr. 4 gr., auf geglättetem Velin Papier 1 rthlr. 8 gr., in Seide 1 rthlr. 12 gr.“ (aus Michaelis' Ankündigung). Der Druck erfolgte unter Humboldts Aufsicht bei Unger in Berlin, und zwar infolge eines Betruges, der an dem Verleger Michaelis in seiner Abwesenheit verübt wurde, erst von Mitte September bis Ende November 1795, so daß der Almanach nicht, wie üblich, zur Michaelismesse sondern erst gegen Ende des Jahres erschien — eine Verspätung, die Schillers Unmut gegen Michaelis und trotz dessen Rechtfertigung die Übertragung des Verlages an Cotta zur Folge hatte. ‚Er erschien unter allen zuletzt; aber von ihm gilt, was geschrieben steht: Die Letzten sollen die Ersten sein' (Wieland im Neuen Deutschen Merkur).

Mitarbeiter: Conz, Goethe (Nähe des Geliebten, Der Besuch, Verschiedene Empfindungen an Einem Platze, Meeresstille — Glückliche Fahrt, Kophtische Lieder, Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel, Prolog zu dem Schauspiele: Alte Zeit und neue Zeit, bei der Wieder-

eröffnung des Weimarischen Theaters 1794 und — anonym — Epigramme, Venedig 1790), Haug, Herder (unter den Chiffern D., E., F., S.B.M., P., Y.), Hölderlin (Der Gott der Jugend), Kosegarten, Langbein, Karl Lappe. Sophie Mereau, F. L. W. Meyer, Neuffer, Pfeffel, Reinwald. Schiller (Die Macht des Gesanges, Der Tanz, Einer jungen Freundin ins Stammbuch, Spruch des Confucius: Dreyfach ist der Schritt der Zeit. Pegasus in der Dienstbarkeit. Die Ideale. Der Abend, nach einem Gemälde, Würde der Frauen, Stanzen an den Leser und fünfzehn Epigramme), A. W. Schlegel, Woltmann.

2. *Musen-Almanach für das Jahr 1797, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung* (Xenien-Almanach), 302 Seiten in Duodez mit Kalender [1]). Die Umschlagzeichnung stammt von Goethe, das Titelkupfer, eine Tänzerin im Walde (Terpsichore) darstellend, ist wieder von Bolt gestochen; vorher war erst ein leierspielender Centaur, dann Heinrich Meyers Goethe-Porträt und schließlich das Bildnis des kürzlich verstorbenen Uz in Aussicht genommen. Die Musikbeilagen (Herder, Macht der Liebe; Zauberei der Töne; Der Wechsel der Dinge; Steigentesch, Lied; Schiller, Der Besuch; Goethe, Musen und Grazien in der Mark; Mignon als Engel verkleidet — dies nur bei den Noten, nicht im Almanach — sämtlich von Zelter komponiert), deren Druck durch den Berliner Kupferstecher Starke erfolgte, wurden gegen den bis dahin üblichen Brauch besonders ausgegeben. Druck wieder in Antiqua, Verfassernamen kursiv. Erste Auflage 2000 Exemplare, Preis auf Velin 1 Rthlr. 16 Gr., auf holländischem Postpapier 1 Rthl. 12 Gr., ohne Goldschnitt 1 Rthlr. 8 Gr., Druckpapier 1 Rthlr. — Die Xenien, die zuerst ein Einfall Goethes zu Weihnachten 1795 anregte, hätten, immer mehr

1) Doch wurden hier wie wohl bei allen Schillerschen Almanachen auch Exemplare ohne Kalender ausgegeben: vgl. Schiller an Körner 17. Oktober 1796.

anwachsend, den Almanach fast ganz verdrängt, indem im März und April 1796 der Plan bestand, an seiner Stelle einen prachtvollen Quartband mit 1000 Epigrammen ‚frommer' und ‚gottloser' Art herauszugeben, wovon man bei Cottas Besuch in Jena Anfang Mai wieder abkam[1]. Der Druck begann Ende Juli der durch den Krieg erschwerten Verbindung mit Tübingen wegen in Jena selbst unter Schillers persönlicher Aufsicht bei Göpferdt, der auch das Papier lieferte, und sollte eigentlich Anfang September fertig sein, zog sich aber, da der Almanach um 2 Bogen stärker wurde als beabsichtigt war, bis in die zweite Hälfte des Monats hin. Die ersten Exemplare wurden Ende September fertig und versandt, die Expedition, die bis Mitte Oktober dauerte, übernahm Schiller selbst, dem sie Plackerei in Hülle und Fülle brachte.

Zweite Ausgabe, 500 Exemplare, im November 1796 wieder in Jena bei Göpferdt — die Musik diesmal in Stuttgart — gedruckt.

Dritte Auflage, wohl wieder 500 Exemplare, im Februar 1797 bei Wilhelm Heinrich Schramm in Tübingen gedruckt.

Mitarbeiter: Conz, Goethe (Alexis und Dora, Musen und Grazien in der Mark, Der Chinese in Rom, Die Eisbahn, achtzehn Epigramme; unter der Chiffre G. und S.: Vielen, Einer, auch an den Tabulae votivae beteiligt; anonym: an den Xenien beteiligt), Herder (unter den Chiffren D.?, O., T., U., V., W.), Kosegarten, Langbein, Matthisson, Sophie Mereau, F.L.W. Meyer, Neuffer, Friedrich von Örtel (Chiffre: X.) Pfeffel, Schiller (Das Mädchen aus der Fremde, Pompeji und Herkulanum, Klage der Ceres, Die Geschlechter, Der Besuch und fünfunddreißig größere und kleinere Epigramme; unter der Chiffre G. und S.

1) S. Einleitung zu: Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar 1893.

die Hauptmasse der Tabulae votivae und anonym an den Xenien beteiligt), A. W. Schlegel, Steigentesch, Woltmann.

3. *Musen-Almanach für das Jahr 1798, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung* (Balladenalmanach) 318 Seiten in Duodez mit 9 Musikbeilagen (Schiller, Reiterlied, von Zahn; Goethe, Der Gott und die Bajadere; An Mignon; Matthisson, Feenreigen: Schiller, An Emma, von Zelter; Goethe, Erinnerung; Amalie von Imhoff. Mein Traum; Die Freuden der Gegenwart; Schmidt von Friedberg, Sängers Einsamkeit, von Zumsteeg), die bei Breitkopf in Leipzig gedruckt wurden. Für die Ausstattung sorgten Goethe und Heinrich Meyer; die Umschlagzeichnung schickte Goethe, das Titelkupfer (ein Reigen von vier tanzenden Mädchen in einer Ideallandschaft), nach einer Zeichnung Heinrich Meyers, wurde von d' Argent in Stuttgart, einem Schüler des von Schiller in Aussicht genommenen Johann Gotthard Müller, gestochen. Antiqua-Typen, Verfassernamen mit kleiner Kapitalschrift. Auflage 2200 Exemplare, Preis der Velin-Exemplare 1 Rthlr. 20, der gewöhnlichen 1 Rthl. 4 Gr. Der Druck erfolgte wieder bei Göpferdt in Jena, vom ersten Drittel des August bis gegen Ende September 1797; alles Geschäftliche, auch die Expedition, ging diesmal glatter.

Mitarbeiter: Boie (Chiffre B.), Luise Brachmann (Chiffre Louise ***), Brinckmann (Chiffre R.), Friederike Brun, Conz, Cordes, Goethe (Der neue Pausias und sein Blumenmädchen, Der Zauberlehrling, Der Schatzgräber, Die Braut von Corinth, Legende, An Mignon, Der Gott und die Bajadere, Erinnerung, Abschied, Der neue Amor), Gries, Hölderlin, (Chiffre D.: An den Äther), W. v. Humboldt, Jägle, Amalie von Imhoff (Chiffern A. und F.), Heinrich Keller (Chiffre K.), Lenz (Die Liebe auf dem Lande, Tantalus), Matthisson, Sophie Mereau, K. L. M. Müller, Pfeffel, Schiller (Ring des Polykrates, Handschuh, Ritter Toggenburg, Taucher, Reiterlied aus dem Wallenstein, Worte des Glaubens, Nadowessische Totenklage, Licht

und Wärme, Breite und Tiefe, Kraniche des Ibycus, Das Geheimnis, Gang nach dem Eisenhammer und vier Epigramme; unter der Chiffre E. drei Epigramme, unter der Chiffre S. Elegie an Emma). A. W. Schlegel, Siegfried Schmidt, Steigentesch [1]).

4. *Musen-Almanach für das Jahr 1799, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.* 247 Seiten in Duodez. Die Umschlagzeichnung wurde von Goethe und Heinrich Meyer besorgt, das Titelkupfer (eine Nymphe, die den Amor säugt) von Heinrich Meyer gezeichnet, von Heinrich Guttenberg gestochen; vorher hatte Schiller wieder an Heinrich Meyers Goethe-Porträt gedacht. Antiqua-Typen. Verfassernamen mit kleiner Kapitalschrift. Auflage (Velin- und gewöhnliche Exemplare) etwa wie beim vorigen [2]. Preis 2 Fl. (1⅓ Rthl.). — Am 23. Juni 1798 meldet Schillers Kalender: ‚Zum Almanach gegangen'. Der Druck, wieder bei Göpferdt in Jena, dauerte von Ende Juli bis Anfang Oktober, nachdem noch in letzter Stunde der Prolog zu Wallensteins Lager ‚angeflickt' worden war.

Mitarbeiter: Luise Brachmann (Chiffre Louise **), Friederike Brun, Bürde, Conz, D. (ungelöste Chiffre), Eschen, Goethe (Euphrosyne, Metamorphose der Pflanzen, Blümlein Wunderschön, Am 1. October 1797, Der Edelknabe und die Müllerin, Der Junggesell und der Mühlbach, Der Müllerin Verrat, Die Reue, Amyntas, Stanzen, und unter dem Pseudonym Justus Amman: Die Musageten, Sängerwürde, An meine Lieder), Gries, A. Gr. (ungelöste Chiffre), K. M. Hirth, Hölderlin (Sokrates und Alcibiades, An unsre Dichter), Amalie von Imhoff (Chiffre F.), Kochen, Matthisson, Sophie Mereau, Nöller, Schiller (Das Glück, Kampf mit dem Drachen, Bürgschaft, Des

1) Vom Musenalmanach auf 1798 findet sich in der Berliner Universitäts-Bibliothek ein gutes Exemplar mit eigenhändiger Widmung Schillers ‚Der Gustel von Blasewitz Fr. v. Schiller': das für Körners bestimmte Exemplar?

2) Vgl. A. W. Schlegel an Tieck 23. November 1800.

Mädchens Klage, Poesie des Lebens, Prolog zu Wallensteins Lager), Wilhelm Schlegel, Steigentesch, Thilo, Tieck, Vermehren.

5. *Musen-Almanach für das Jahr 1800, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung*, 264 Seiten, Duodez. Die Ausstattung ist wieder von Goethe und Heinrich Meyer besorgt, die fünf Kupfer (gezeichnet sämtlich von Meyer; No. I und II zum ersten, III zum zweiten, IV zum dritten, V zum sechsten Gesang der Schwestern von Lesbos) gestochen von Bötticher in Leipzig. Antiqua-Typen, Überschriften kursiv, Verfassernamen mit kleiner Kapitalschrift. Auflage etwa wie beim vorigen, Preis 2 fl. — Durch die Aufnahme der ‚Schwestern von Lesbos' konnte sich Schiller der Sorge für den Almanach rasch und ‚glücklich entledigen'. Ein ursprünglich beabsichtigtes Einleitungsgedicht Goethes und eine Vorrede Schillers fielen weg, dafür kam der Anhang kleinerer Gedichte hinzu. Der Druck erfolgte unter Goethes Anteilnahme von der ersten Hälfte des August bis gegen Anfang Oktober bei Gädicke in Weimar, der auch die Spedition besorgte.

Mitarbeiter: Gries, Herder (Chiffern D., E., F), Amalie von Imhoff (Chiffre A. v. J., Die Schwestern von Lesbos, in sechs Gesängen), Knebel (Chiffre: v. K.), Kosegarten, Matthisson, Schiller (Spruch des Confucius — Dreyfach ist des Raumes Maß —, Die Erwartung, Lied von der Glocke), Steigentesch.

Rückblick auf Schillers frühere redaktionelle Tätigkeit. Der Almanach und die Horen.

Wenn Jakob Minor[1]) Schiller die Fähigkeit abspricht, als Journalist zu wirken, d. h. von und für den Tag zu schreiben, weil dem Dichter die Schlagfertigkeit wie das

---

1) Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, S. 346 ff.

Interesse an den Ereignissen und die Aufmerksamkeit für die Stimmen des Tages fehlte, so soll sich das nur auf die Tagesschriftstellerei im engeren und eigentlichen Sinne beziehen. Desto glänzendere Eigenschaften brachte Schiller zum Redakteur einer großen periodischen Zeitschrift künstlerischen und wissenschaftlichen Inhalts mit. Von seinem Instinkt für die Wünsche und Bedürfnisse des Publikums hatte es doch schließlich schon gezeugt, wenn er 1781 in den von ihm geleiteten Stuttgarter ‚Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen' eine besondere Rubrik Vermischte Nachrichten mit Schwänken, Schnurren und Sensationsgeschichten einführte. Aber auch Schlagfertigkeit in einem höheren Sinne, eine ungeheure Beweglichkeit, ein erstaunlich rascher und starker Blick, der die günstige Gelegenheit überall im Moment erkannte und benutzte, sind ihm eigen. Dazu kam die Fähigkeit, seine Produktion zum Dienste solcher Unternehmungen zu kommandieren und dabei — wie beim ‚Geisterseher' — dem Publikum entgegenzukommen, ohne sich zu ihm herabzulassen. Endlich aber besaß Schiller eine seltene geschäftliche Gewandtheit und praktische Klugheit, die — wie etwa jene bezahlten Horen-Rezensionen in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung beweisen — gelegentlich wohl auch vor nicht ganz einwandfreien Mitteln nicht zurückschreckte, und eine Energie, die, wenn es sein mußte, bis zur Rücksichtslosigkeit und Härte gehn konnte. Es gehörte doch kein geringes Selbstvertrauen grade auf seine redaktionellen Fähigkeiten dazu, zur gleichen Zeit zwei Unternehmungen wie die Horen und den Musenalmanach zu wagen. Freilich, so ganz glücklich ging ja dann grade hier keineswegs alles, und schon Goethe machte sich über den Manuskriptmangel gleich bei den ersten Heften der Horen nach jener stolzen Ankündigung lustig[1]. Schiller sah eben von vornherein doch alles in einer zu hellen, später

---

1) 10. Januar 1829 an Staatsrat Schultz.

leicht in einer zu trüben Beleuchtung. ‚Schillers Aussagen traue ich; nur seinem Urtheil nicht. Er hat wohl viel Erfahrung in Buchhändlergeschäften, aber ist immer über oder unter der Wahrheit. Er sieht alles gefärbt, verzerrt und ungeheuer‘ — hat Friedrich Schlegel einmal nicht untriftig von ihm geurteilt[1]. Ausdauer und Geduld aber, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich seinen Unternehmungen entgegenstellten, gingen Schiller ab; und wo er auf Teilnahmslosigkeit beim Publikum stieß, gab er seine Sache allzu leicht auf. ‚Mir ist es unmöglich, mich lange gegen Stumpfsinnigkeit und Geschmacklosigkeit zu wehren, denn Lust und Zuversicht allein sind die Seele meines Wirkens[2]‘. Und bei der Thalia hatte er sich gleich anfangs zu Huber geäußert[3]: „Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsezte) in einer andern Sphäre würde beschäftigt haben“. Damit deutet er zugleich den Grund jenes Mangels an: um ein wirklich guter Redakteur zu sein, war Schiller selbst zu produktiv und zu sehr Dichter; er wußte, daß er die Zeit, die er für Redaktionsgeschäfte brauchte, besser verwenden konnte. So ist seine Befähigung zum Redakteur groß genug, um ihn immer wieder zu Unternehmungen wie der Thalia und den Horen zu führen; aber sie reicht nicht aus, all diese Unternehmungen vor einem frühen und wenig rühmlichen Ende zu bewahren, das ein ganz ähnliches ist bei der Thalia, für deren letzte Hefte Schiller die Redaktion z. T. schon seinen Freunden zuschiebt, und bei der Neuen Thalia, bei den Horen, deren Schlußheft eilig mit einer Anzahl von Gedichten vollgestopft wird, die grade zur Hand sind, und beim Musenalmanach, dessen letzter Jahrgang schließlich von ihm

1) 27. Mai 1796 an Wilhelm.
2) An Cotta, 3. Sept. 1795.
3) 7. December 1784.

nur als eine Last betrachtet wird, von der er sich möglichst rasch und leicht zu befreien sucht.

Nach den ‚Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen‘ hatte Schiller 1782 noch in der Heimat das ‚Wirtembergische Repertorium‘ herausgegeben. Dem vereinzelten Hefte der ‚Rheinischen Thalia‘ (1785) folgte dann in längeren unregelmäßigen Zwischenräumen seit 1787 die ‚Thalia‘, die 1792 und 93 durch die jeden zweiten Monat erscheinende ‚Neue Thalia‘ fortgesetzt wurde. Seit dem Beginn des Jahres 1795 endlich erschienen, als Monatsschrift beabsichtigt (wenn auch die Lieferung mit der Zeit immer unpünktlicher wurde), die ‚Horen‘ als eine Revue größten Stils, die im Ganzen wie im Einzelnen das Gebot einer ästhetischen Erziehung der Menschen erfüllen sollte und mit der der Almanach nun drei Jahrgänge hindurch Schillers Fürsorge teilen mußte. Freilich waren alle diese Unternehmungen Zeitschriften vorwiegend prosaischen Inhalts, der Musenalmanach war ein poetisches Jahrbuch. Trotzdem lassen sich außer manchen Einzelheiten, etwa der, daß Schiller schon bei der Thalia verstanden hatte, ‚hie und da durch einen bescheidenen Strich den Wald lichter zu machen‘[1], wenigstens ein paar allgemeine Gesichtspunkte verfolgen, die Schiller aus seinen Erfahrungen abstrahiert hatte, und die nun auch für den Almanach Anwendung fanden. Besonders ist da ein Brief an Körner vom 12. Juni 1788 heranzuziehen, in dem Schiller die Forderungen formuliert, die eine Zeitschrift erfüllen muß, um ihr Glück zu machen. Es ist ganz charakteristisch, daß dabei Momente rein geschäftlicher Natur keineswegs an letzter Stelle stehn: der Buchhändler muß das Seinige tun, einem Journal Ausbreitung zu geben, der Preis darf nicht zu hoch sein. Was Schiller über den Inhalt sagt, zeigt deutlich, wie sehr sich seine Stellung zum Publikum seit jener enthusiastischen ersten Ankündigung der Rheinischen Thalia

1) Schiller an Körner 19. December 1787.

geändert hatte: damals war dem freien Schriftsteller das Publikum das einzige Tribunal, das er fürchtete und verehrte, jetzt könnte über manchen der Sätze von den ,Klassen, um deren Geld es uns zu thun ist', das Goethesche ,Thöricht auf Bessrung der Thoren zu harren' als Motto stehn. Da werden etwa ,pikante Erzählungen' oder ,erdichtete moralische Erzählungen' gefordert; daran mag man denken, wenn Schiller dann, zunächst für die Horen, Pfeffel und für den Almanach Langbein als Mitarbeiter heranzieht. Und wenn er ,populäre und dabey gefällige Ausführungen philosophischer, vorzüglich moralischer Materien' verlangt, so hat er selbst in poetischer Form dieser Forderung im Almanach in Gedichten vom Schlage der ,Worte des Glaubens' entsprochen. Der Hauptpunkt aber ist der, daß ein Journal ,womöglich sich durch interessante Nahmen empfehlen' muß. ,Mein Nahme gilt freilich, aber doch nicht gerade bei *allen* Klassen, um deren Geld es uns zu thun ist; bei denen muß man z. B. einen Garve, Engel, Gotter oder einen Biester und seines Gelichters affichiren'. Wir hören dasselbe, wenn Schiller an Goethe schreibt[1]): ,Es ist jetzt platterdings unmöglich mit irgend einer Schrift, sie mag noch so gut oder noch so schlecht seyn, in Deutschland ein allgemeines Glück zu machen. Das Publikum hat nicht mehr die Einheit des Kinder Geschmacks, und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es ist in der Mitte zwischen beyden, und das ist für schlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für solche, die nicht bloß Geld verdienen wollen, desto schlechter'[2]). Und es

---

1) 15. Mai 95.

2) Vgl. auch die Nachschrift zum Brief an Humboldt vom 21. Aug. 95: ,Ich hatte anfangs im Sinn, unter mehreren Nahmen im Almanach mich zu verkappen und dadurch einen größern Schein von Mannigfaltigkeit hervorzubringen; da aber jetzt ohne das Mannigfaltigkeit genug und durch Herdern der Anonymität schon zuviel ist, so fällt jene Ursache weg, und es ist der wenigen Kleinigkeiten nicht der Mühe werth, zu lügen'.

ist wieder dasselbe, nur höflicher ausgedrückt, wenn es in der Ankündigung der Horen heißt: ‚Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größeren Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Beßten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu einem Publikum haben‘. Wurde doch in der Ankündigung der Horen unter den künftigen Mitarbeitern sogar Vater Gleim genannt. In demselben Sinne schreibt Schiller einmal an Cotta, es sei nicht gut, noch mehr eigene Beiträge in die Horen zu geben: nicht nur die Güte, sondern auch die Abwechselung diene zur Hebung eines Journals [1]). Ganz ähnlich heißt es ein andermal vom Almanach, Schillers Zweck sei ‚auf Mannigfaltigkeit der Unterhaltung gerichtet‘ [2]). Es darf nicht zu ernst genommen werden, wenn er sich einmal Humboldt gegenüber äußert, auf den innern Charakter der Produkte solle das Urteil der Majorität bei ihm nie Einfluß gewinnen [3]): später, als er sich entschlossen hat, den Almanach aufzugeben, ist er doch froh, sich nun nicht mehr sonderlich um das Publikum kümmern zu müssen. Und grade beim Almanach hat er sich um Dichter Mühe gegeben, die er damals im Grunde recht gering schätzte. ‚Es ist mir lieb, daß sein Name oft vorkommt, aber erquicken kann sich wohl niemand an seinen Sachen‘ schreibt er einmal über den früher überschätzten Matthisson [4]), und das war wohl der bedeutendste, aber keineswegs der einzige

1) 30. Januar 1795.

2) 13. Sept. 94 an Reinwald.

3) 4. Januar 96.

4) 31. August 98 an Goethe.

Dichter des Almanachs, der eben doch dem Publikum zu Gefallen mitgenommen wurde. Gewiß bleibt nun wie bei den Horen auch bei ihrem poetischen Seitenstück der Gedanke einer ästhetischen Erziehung des Menschen als selbstverständliches und eben darum hier nicht ausgesprochenes Ziel im Hintergrunde. Und Schiller verzichtete auch darauf, ein doch bedenkliches Experiment wie die Xenien zu wiederholen, wozu Goethe Lust hatte und womit nicht zum mindesten der Verleger Cotta einverstanden gewesen wäre, und rechtfertigte so Zelters Zutrauen, kluge Köpfe gäben nicht toujours perdrix. Vom Publikum waren gewiß die wenigsten mit der ‚Enthaltung von xenialischen Dingen' zufrieden; aber ein öfteres Fehlgreifen im Ton, ein gelegentliches Hereinziehen von Dingen, über die der Takt doch besser zu schweigen geboten hätte, bis zu wirklichen Ungerechtigkeiten war da kaum zu vermeiden. Aber sonst weiß Schiller doch, daß und wie er dem Publikum entgegenkommen muß: die Horen, bei denen das Gegenteil versucht wurde, konnten es ihn gerade damals wieder lehren.

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.

Es ist für Schillers geistige Entwicklung interessant zu beobachten, wie sich sein Verhältnis zu den Horen und zum Musenalmanach mit der Zeit wandelt, wie die Zeitschrift, die noch der Theoretiker Schiller mit den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen eröffnet hatte, allmählich hinter der poetischen Sammlung immer mehr zurücktritt. Anfangs behaupten eher noch die Horen den Vorrang. Als Cotta die Besorgnis ausspricht, die Herausgabe des Almanachs könnte Schillers Interesse für die Horen vermindern, beruhigt Schiller ihn: vom ganzen Jahre sei all seine Zeit bis auf sechs Wochen, in denen höchstens zwei oder drei Gedichte zustande kämen, den Horen bestimmt[1]). Die Horen

1) Cotta an Schiller 19. Januar 1795 und Schillers Antwort vom 30. Januar.

lägen ihm noch näher an als der Almanach, schreibt er Mitte Juli 1795 an Sophie Mereau. Und wenn auch beidemal etwas Diplomatie mitspricht, zutreffend ist es trotzdem. Später überträgt er einen Teil seines Unmuts über den unglückseligen Michaelis auf den Almanach. Als er ‚Das Reich der Schatten' (‚Das Ideal und das Leben'), das er anfangs so hoch schätzt, an Humboldt schickt, fügt er hinzu [1]: ‚Michaelis erhält es nicht, auch ist es für eine Almanachs Arbeit zu gewichtig'; und an Cotta schreibt er, er gönne es dem Almanach nicht [2]. So erscheint es ebenso wie ‚Natur und Schule' (‚Der Genius'), dessen Bestimmung für die Horen oder den Almanach anfangs zweifelhaft war, das aber dann auch Humboldt eher für die Horen passend fand [3], im neunten Stück des ersten Jahrgangs. Dasselbe Heft bringt sechs ursprünglich dem Almanach bestimmte Schillersche Epigramme [4], so daß Humboldt schließlich für sein ‚adoptirtes Kind' [5] bittet. Und als Schiller in seinem Ärger über Michaelis den Almanach ganz aufgeben will, ist es seine Absicht, die eignen Beiträge und die Goethes und Herders in die Horen zu verteilen [6].

Inzwischen hatte sich aber Schillers Stellung zum Almanach und zu den Horen doch schon verändert. Ganz gewiß kamen äußere Gründe hinzu: schon im Jahre 1795 begann er, die auf die Horen gesetzten Hoffnungen aufzugeben, nicht nur, weil es zweifelhaft war, daß das Publikum ihm treu bleiben würde, sondern weil die Armut am Guten und die kaltsinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen ihm die Lust mit jedem Tage raubte. Den

1) 9. Aug. 1795.

2) 9. Aug. 1795. Vgl. noch Schiller an Körner 31. Augnst 1795.

3) 31. Aug. 95 an Schiller.

4) Der philosophische Egoist, An einen Weltverbesserer, Die Antike und der nordische Wanderer, Ilias, Weisheit und Klugheit, Das Höchste.

5) Humboldt an Schiller 15. September 95.

6) Schiller an Humboldt 7. September 95.

Almanach hingegen hielt er für eine ‚solide Entreprise', ‚eine so wenig beschwerliche und sichere Unternehmung, daß es nicht zu verantworten wäre, wenn ich ihn leichtsinnig fallen lassen wollte'[1]). 'In Aussicht auf mein öconomisches Interesse sind die Horen nicht so wichtig, sobald ich den Almanach nur poussiren kann'[2]). Der Hauptgrund dieses Wandels aber liegt tiefer, nämlich eben in dem Übergang von der Philosophie zur Dichtung, der sich in Schiller damals vollzog. Länger als ein halbes Jahrzehnt hatte seine dichterische Produktion mit ein paar Ausnahmen geruht, das Bedürfnis des Almanachs war der äußere Anlaß, der ihn zur Poesie zurückführte. Aus den zwei oder drei Gedichten für den Almanach, von denen Schiller in jenem Briefe an Cotta sprach, wird fast ein Viertelhundert, die neu geweckte dichterische Tätigkeit kommt nun auch den Horen zu gute, in deren ersten acht Heften kein einziges Schillersches Gedicht erschienen war, während das neunte gleich elf bringt, von denen mindestens sechs ursprünglich dem Almanach bestimmt waren.

Zwischen den Gedichten des Musenalmanachs und den poetischen Beiträgen der Horen war, wie jene Stelle über das ‚Reich der Schatten' im Brief an Humboldt und Humboldts Urteil über ‚Natur und Schule' andeuten und wie es ja dem Charakter beider Unternehmungen auch durchaus entsprach, ursprünglich der Unterschied gedacht, daß die Horen schwerere, ernstere, philosophischere, auch umfangreichere Stücke bringen sollten, während der Almanach mehr zur Pflege der petite poésie bestimmt war[3]). Aus einem ähnlichen Grunde rät später Goethe, von den beiden ihm zur Prüfung überschickten Gedichten Hölderlins den ‚Äther' in den Almanach, den

---

1) 21. Aug. 1795 an Humboldt.

2) 7. Dez. 1795 an Humboldt.

3) Vgl. auch an Körner 31. Aug. 95 über das ‚Reich der Schatten': ‚Auch erscheint es im 9ten Stücke der Horen, weil es mir für den Almanach zu ernsthaft und zu bedeutend war'.

,Wanderer' in die Horen zu setzen[1]. Aber dieser Unterschied ist nur darin durchgeführt worden, daß eben Gedichte wie Das Reich der Schatten, Natur und Schule, Das verschleierte Bild zu Sais wirklich in die Horen, nicht in den Almanach kamen. Die antike Form prädestinierte ein Gedicht auch eher für die Horen als für den Almanach — womit es dann zusammenhängt, daß in den späteren Almanachsjahrgängen nach dem Eingehn der Horen größere Dichtungen in antiker Form in solchem Grade zunahmen. Selbst Stücke von dem schweren Kaliber der ,Metamorphose der Pflanzen' mußten dann in den Almanach gesetzt werden. Vorher aber verfügte Schiller über die Bestimmung der ihm eingesandten Gedichte für den Almanach oder für die Horen im Ganzen nach freiem Belieben; Gedichte leichterer Art brachten allmählich auch die Horen. ,Schwarzburg', von Sophie Mereau ist das erste von der Verfasserin eigentlich dem Almanach zugedachte Gedicht, das in die Horen kommt[2], anderseits erscheinen etwa Pfeffels Fabeln ,Die zwei Verdammten' und ,Die Hunde' nicht in den Horen, denen sie vom Verfasser bestimmt waren, sondern im Almanach, ein Austausch, der sich nicht selten wiederholte[3]. Oft wurden die Gedichte Schiller ja ausdrücklich für die Horen oder für den Almanach zugeschickt[4]. Als ein großer Vorzug mochte sogar die Aufnahme in die Horen erscheinen, wie etwa Mahlmann im Begleitbrief zu einer Gedichtsendung an Schiller schreibt: ,Ich wünschte daß der Herr Hofrath eines oder das andere dieser Gedichte für würdig finden möchten, in das künftige Musenalmanach, oder (wenn anders dieser Wunsch nicht zu stolz ist) in die Horen aufgenommen zu werden' — deren Bei-

1) 28. Juni 1797.

2) Mitte Juli 1795 Schiller an Sophie Mereau.

3) Cotta an Schiller 22. Januar 95 und Anmerkung in Vollmers Ausgabe des Briefwechsels S. 56.

4) Z. B. von Langbein (27. Februar 96), Kosegarten (14. März 96), Conz (30. Juni 96), Nöller (6. Juni 98) u. a.

träge anonym veröffentlicht und ohne Rücksicht auf den Namen des Verfassers von der Welt geprüft würden [1]). Davon freilich, daß die Beiträge zu den Horen honoriert wurden, die zum Almanach hingegen gewöhnlich nicht, wußten die Fernerstehenden nichts.

Eine ganze Reihe von Mitarbeitern ist so den Horen und dem Musenalmanach gemeinsam: außer dem Herausgeber und Goethe noch Boie, Luise Brachmann, Friederike Brun, Bürde, Eschen, Gries, Herder, Hölderlin, Humboldt, Amalie von Imhoff, Knebel, Kosegarten, Matthisson, Sophie Mereau, K. L. M. Müller, Pfeffel, Wilhelm Schlegel, Woltmann; auch Reinwald, der freilich zu den Horen nur Prosaaufsätze beisteuerte; abgesehen davon, daß des verstorbenen Lenz ‚Pendant zu Werthers Leiden': ‚Der Waldbruder' durch Goethe zur Füllung in die Horen kam, wie seine ‚Liebe auf dem Lande' und der ‚Tantalus' in den Musenalmanach.

Gegenüber allen Ermutigungsversuchen Humboldts [2]) behielt Schiller recht: das Publikum versagte den Horen die Gefolgschaft. Nach drei Jahrgängen gab Schiller am 5. Januar 1798 dem Verleger Cotta seine Zustimmung, die Horen aufhören zu lassen. Gedichte von Luise Brachmann, gewiß eher Almanachsware, füllten den größten Teil des letzten Stückes. Der Almanach hatte das Feld behauptet — freilich nicht für lange. Ihm war inzwischen ein gefährlicher Rivale erstanden: der Wallenstein. Die poetische Produktion, zu der er zuerst Schiller wieder zurückgeführt hatte, bereitete ihm später, andern Zielen zustrebend, selbst das Ende.

---

1) 23. März 1796.

2) Humboldt an Schiller 31. Aug. und 27. Nov. 1795.

Verhältnis des Schillerschen Almanachs zu seinen Vorgängern.

Das Vorbild der deutschen Musenalmanache war der französische Almanach des Muses gewesen, eine Art Kalender oder kleines poetisches Jahrbuch, in dem vorzugsweise die petite poésie, also eine leichte, gefällige, etwas oberflächlich tändelnde Dichtung gepflegt wurde. Dieses Vorbild wirkt lange in den deutschen Almanachen nach, wovon nicht nur die Menge von Übertragungen aus dem Französischen, sondern auch die ganze Art der Gedichte zeugte: oft anmutige, aber nicht eben tief gehende, spielende, liedartige Liebes- und Naturpoesien, Gelegenheitsgedichte, Episteln an Personen, leichte Epigramme, poetische Erzählungen bildeten den Hauptinhalt. Die jungen Göttinger brachten ein ernsteres, männlicheres Element hinein, das dann aber eher in dem sich abzweigenden Vossischen Almanach gewahrt blieb, der in seiner ganzen Haltung mehr zur Antike hinneigte, als im Göttinger, der sich stets dem Charakter des französischen Vorbilds näher hielt und dabei freilich immer flacher und seichter wurde.

Äußerlich betrachtet schließt sich nun der Schillersche Almanach ganz an seine Vorgänger an, und zwar so, daß man die ersten beiden Jahrgänge eher dem Göttinger, die beiden folgenden mehr dem Vossischen nahe rücken mag. Die petite poésie nimmt auch hier einen breiten Raum ein. Leichte Liedpoesie, wie sie in den Almanachen hergebracht war, wird in den Jahrgängen auf 1796 und 1797 vorzugsweise von F. L. W. Meyer und Woltmann gepflegt, die das auch schon im Göttinger Almanach besorgt hatten, in den späteren, in denen ja auch ein Hauptvertreter solcher Dichtung, Boie, nicht fehlte, ist neben andern besonders Amalie von Imhoff zu nennen. Gesellige Dichtung, Trinkpoesie besonders, tritt gegenüber den älteren Almanachen verhältnismäßig zurück, obwohl sie nicht ganz fehlt, wie etwa

wieder der Amalie von Imhoff ‚Freuden der Gegenwart‘ (Alm. auf 1798) zeigen. Aber nicht nur solche kleine Leute sind hier heranzuziehen: so sehr die Gattung gesteigert, gehoben, veredelt wurde, gehören nicht auch die meisten Beiträge Goethes zum ersten Almanach und nicht weniges in den späteren, wie die Lieder von der schönen Müllerin, hierher? Man darf hier wohl daran erinnern, daß Goethes ‚Nähe des Geliebten‘ (Alm. auf 96) einem matten, verschwommenen Gedicht der Friederike Brun im Vossischen Almanach auf 1795 nachgebildet ist. Schiller selbst aber hat nicht nur in die späteren Jahrgänge frei ersonnene Liebesgedichte gegeben, er hat auch die in den Vorgängern seines Almanachs so beliebte Trinkpoesie gepflegt und den Xenienalmanach mit einem so wohlgelungenen Stück wie dem ‚Besuch‘ (später ‚Dithyrambe‘) ausgestattet. Was freilich an der petite poésie unerfreulich und selbst lächerlich war, das blieb dem Schillerschen Almanach fern.

Vor allem gilt das von der Gelegenheitsdichtung im engeren Sinne, die sich in den älteren Almanachen sehr breit gemacht und selten etwas Annehmbares hervorgebracht hatte. Werfen wir noch einmal einen Blick auf den Inhalt des Vossischen Almanachs auf 1796 und wir finden Überschriften wie die folgenden: Der Frau Hofräthin Ebert, An Voß und die Seinigen, nach dem Abschiede ihres treuen Gefährten Christian Rudolf Boie, Epistel an Ramler, Erntekranz bei Einweihung der für den Herrn Reichsgrafen zu Stolberg-Wernigerode bestimmten Bank im Thiergarten zu singen, Das Bild der neun Musen, an Gleim, Grabschrift auf Herzberg, Grabschrift auf J. A. Ebert und andere mehr. Davon ist im Schillerschen Almanach kaum eine Spur. Es war doch ein ander Ding, wenn im Göttinger Almanach auf 1783 eine Dichterin wie Philippine Gatterer einen Nachruf auf des Verlegers Dieterich verstorbene Tochter Friederike veröffentlichte, und wenn nun etwa im Schillerschen Almanach auf 1799 ‚zum Andenken einer jungen,

talentvollen, für das Theater zu früh verstorbenen Schauspielerin in Weimar, Madame Becker, gebohrene Neumann' Goethes Euphrosyne erschien. Als wirkliche Gelegenheitsgedichte können im Schillerschen Almanach überhaupt nur wenige Stücke bezeichnet werden: Brinckmanns Epistel an Alexander von Humboldt und Wilhelm Schlegels Gedichte an Friederike Unzelmann und an Iffland (Der neue Pygmalion) mag man allenfalls hierherzählen; Goethes Prolog bei der Eröffnung des Weimarschen Theaters 1794 und ‚Stanzen' (‚Der lang ersehnte Friede' — Maskenzug zum 30. Januar 1798) wie Schillers Epigramm Der griechische Genius, an Meyer in Italien, und das Lotte Lengefeld gewidmete ‚Einer jungen Freundin ins Stammbuch' sind doch schon wieder mehr.

In den späteren Jahrgängen des Göttinger wie des Vossischen Almanachs waren es vorzugsweise Fabeln und poetische Erzählungen, Übersetzungen und Epigramme, die dazu dienten, die Seiten zu füllen und die Wünsche des Publikums einigermaßen zu befriedigen. Der Charakter beider Sammlungen bleibt dabei durch die Art der Gedichte durchaus verschieden, wie besonders die Übersetzungen und Epigramme, aber auch die poetischen Erzählungen zeigen, wenn etwa der Schwankdichter Langbein nur im Göttinger Almanach erscheint.

Für den Schillerschen Almanach ist von diesen drei Gattungen die der Fabel und poetischen Erzählung am raschesten abzumachen, die, von vornherein in recht bescheidenem Umfange zugelassen, in den letzten beiden Jahrgängen ganz schwindet. Zu den Almanachen auf 1796 und 97 gaben Langbein und Pfeffel je einen Beitrag, zum dritten nur noch Pfeffel. Wenn man bedenkt, daß Schiller durch Körners Vermittelung sich ausdrücklich um Langbeins Mitarbeit bemühte, mag man freilich wohl annehmen, daß der von ihm gepflegten Gattung ursprünglich ein größerer Raum bestimmt war, wie Schiller sich seinen Almanach zunächst vielleicht überhaupt in engerem

Anschluß an den Bürgerschen dachte, bis er sah, daß er dessen Beiträger gar nicht brauchte.

Diese allmählich immer stärker werdende Abwendung vom Göttinger Almanach, die äußerlich manchmal wie eine Annäherung an den Vossischen erscheint, zeigen auch die im Schillerschen Almanach veröffentlichten Übersetzungen. Der Göttinger Almanach pflegte vorzugsweise Übertragungen aus moderner, besonders französischer, überhaupt romanischer Literatur, im Vossischen überwogen des Herausgebers eigne Übersetzungen antiker Dichter. Haug und F. L. W. Meyer, zwei der beliebtesten Übersetzer des Göttinger Almanachs, erscheinen jetzt im ersten Schillerschen wieder, jener mit einem Gedicht des Petrarca, der im Göttinger Almanach vielfach, von Haug selbst, von Wilhelm Schlegel, auch von Bürger übertragen wurde — und an dem ja übrigens auch Schillers Neue Thalia nicht ganz vorüberging — der andre mit einer Arie aus Shakespeare[1]). Haug gab außerdem ein Minnelied nach Kristan von Hamle: das Interesse für den deutschen Minnesang, von dem ja schon die ältesten Göttinger Almanache gezeugt hatten, so sonderbar die Nachdichtungen auch ausfielen, war unter den Beiträgern besonders des Bürgerschen Almanachs durchaus wach geblieben und sogar in dem Grade gewachsen, in dem die Fähigkeit zu selbständiger literarischer Produktion zurückgegangen war — besonders ist hier F. L. W. Meyer zu nennen. Außer diesen beiden gab Kosegarten eine dänische Volksballade, und als vierter kam der alte Meister auf dem Felde der Übersetzung hinzu, Herder, der nun allerdings auch eine Anzahl Epigramme aus dem Griechischen, daneben aber spanische Romanzen, die böhmische Erzählung vom Roß aus dem Berge, ein englisches Volkslied ‚Der Herzenswechsel‘, eine Ode des polnischen Neulateiners Sarbievius und schließlich ein persisches Lied beisteuerte. Im Almanach

1) ‚Tell me, where is fancy bred‘ Merchant of Venice III, 2.

auf 97 ist es neben dem mit einer Übertragung aus dem Englischen vertretenen Friedrich von Örtel Herder allein, der Übersetzungen beiträgt, und zwar diesmal Stücke, die fast durchweg völlig den Charakter der poésies fugitives tragen. Mindestens drei (Gefälligkeit, Der Entschluß nicht zu lieben, Zauberei der Töne) und von einem vierten (Das erträumte Paradies) die erste Strophe stammen denn auch aus dem Französischen, drei (Macht der Liebe, Der Wechsel der Dinge, Amors Schicksale) aus dem Spanischen, eines (Die Göttergabe) aus dem Italienischen. Einem schon in der Vorrede zum ersten Göttinger Almanach ausgesprochenen und lange und oft befolgten, übrigens keineswegs ganz unbedenklichen Grundsatz entsprechend war bei einer Anzahl dieser Gedichte die fremde Herkunft nicht angegeben, und es ist leicht möglich, daß noch mehr von Herders Beiträgen auf ausländische Originale zurückgehn. — Ein ganz anderes Bild bietet, was die Übersetzungen betrifft, der Almanach auf 1798, der überhaupt nur eine oder höchstens zwei bringt, beide nach antiken Vorbildern; neben einem Epigramm des Martial von Conz ein Stück aus Pindars zehnter nemeischer Ode von Wilhelm von Humboldt, der damit zum Nachfolger des im Göttinger Almanach auf 1772 mit der Übertragung einer pindarischen Ode vertretenen aus den Literaturbriefen bekannten Grillo wurde. Im Almanach auf 1799 liegt die Sache nicht viel anders. Denn von den Zusätzen: Altenglisch, Altdeutsch, Altfranzösisch, Altspanisch, die die Überschriften von Goethes Müllerinliedern erhielten, hatte doch nur die dritte und auch diese nur eine Spur von Berechtigung, und sonst hatte außer einem Distichon nach Pope von Kochen und den Terzinen Macchiavellis auf die Gelegenheit nur Vossens Schüler Eschen fünf Hymnen aus dem Griechischen übertragen. In den letzten Almanach gab dann wieder Herder eine Anzahl Epigramme, diesmal nach dem Morgenländischen, und ‚nach einem alten deutschen Liede' — mit dem aber die Um-

dichtung wirklich nicht mehr viel zu tun hatte — den Rundgesang ‚Die sieben Wünsche', und Kosegarten ‚Alexanders Fest' nach Dryden.

Von Anfang an kommt der klassizistische Charakter des Schillerschen Almanachs aber in den Epigrammen zum Ausdruck. Von jeher war diese Gattung ja in den Musenalmanachen außerordentlich beliebt gewesen, schon darum, weil sie so geeignet war, kleine leere Räume am Seitenende auszufüllen. Aber schon vor dem Erscheinen des Schillerschen Almanachs war mit ihr eine Veränderung vorgegangen. Die ältesten Göttinger Almanache hatten jene ganz leichten, lockeren Epigramme losester Form und oft zweideutigen Inhalts vielfach nach fremden, besonders französischen Vorbildern gebracht, wie sie ja etwa, um nur den bedeutendsten zu nennen, auch Lessing gedichtet hatte. Aber schon in den siebziger Jahren begann im Vossischen Almanach als Form des Epigramms das Distichon aufzutreten, das dem Inhalt von vornherein mehr Ernst und Würde gab und besonders im Vossischen, später und in geringerem Grade auch im Göttinger Almanach der andern älteren Gattung einigen Raum abgewann, ohne daß diese aber je wesentlich in den Hintergrund gedrängt worden wäre. Im Schillerschen Almanach herrscht nun aber mit ganz verschwindenden Ausnahmen [1]) durchweg die Form des Distichons, in die sich nun die ganze Fülle Goethischer Lebenserfahrung und Schillerscher Weltweisheit ergießt, während bei Herder der eigentliche Charakter im wörtlichen Sinne einer ‚Aufschrift' mehr bewahrt bleibt. Hier steht nun der Xenienalmanach mit den Votivtafeln und den andern größeren und kleineren Gruppen voran, wie auch im ersten Almanach, dem die venetianischen Epigramme

1) Haug, Inschrift über eine Felsenquelle (zwei Hexameter statt eine Distichons), Frömmlinge; Schiller, Ein Wort an die Proselytenmacher (später in Distichen umgeformt) im Almanach auf 1796; Boie, Liebe und Hoffnung (98) und allenfalls Schlegel, An Friederike Unzelmann (99).

angehängt sind, diese Gattung in einem Umfang vertreten ist, der über das hergebrachte Maß noch weit hinausging. Diesmal treten die Almanache auf 1798 und 99 sogar ganz entschieden zurück, doch kann man immerhin beobachten, wie Schiller dafür besorgt ist, in keinem Almanach eine Gattung ganz fehlen zu lassen: in dem Balladenalmanach, in dem er und Goethe nur ganz wenig Epigrammatisches veröffentlichten, wurde Brinckmann mit einer Menge von Epigrammen zugelassen, im folgenden traten wenigstens mit ein paar Stücken Matthisson, Friederike Brun, Luise Brachmann in die Lücke, ohne sie freilich auch nur im entferntesten ausfüllen zu können, während im letzten Jahrgang wenigstens Herder wieder seinen Platz einnahm.

Die Epigramme des Almanachs auf 1797 gehörten vor allem dem Kreise der Xenien an, und so möge sich hier die Behandlung der Invektive, Satire und Parodie im Schillerschen Almanache anschließen. Daß die Invektive in den Musenalmanachen nichts Neues war, das wußte der Rezensent der Bürgerschen Gedichte von den letzten Jahrgängen des Göttinger Almanachs her durch Bürgers und seiner Freunde Polemik aus eigenster Erfahrung. Aber etwas Neues und Unerhörtes war — nach dem leichten und kaum auf literarisches Gebiet übergreifenden Vorspiel der venetianischen Epigramme — das Wagnis der Xenien doch durch den Umfang wie durch die Schärfe und Persönlichkeit der Angriffe; daß es sogar etwas Bedenkliches hatte, erkannte Schiller bald recht wohl, wenn man auch darin, daß er nun dem folgenden Almanach alle Stacheln zu nehmen beschloß, keinen Rückzug vor der Empörung der angegriffenen Mittelmäßigkeit sehen darf. Goethe, der im Musenalmanach außerdem noch das gegen Jean Paul gerichtete Gedicht ‚Der Chinese in Rom‘ und jene ‚Parodie auf den Calender der Musen und Grazien, die einem das Herz im Leibe bewegt‘ (Caroline Schlegel) gegeben hatte, wäre im nächsten Jahre mit Oberons und Titanias goldener Hoch-

zeit, die dann im Faust einen so üblen Platz erhielt, wiedergekommen, wenn Schiller sich nicht dagegen erklärt hätte, der in den Almanach auf 1799 dann doch Goethes wieder gegen die alte Garde der Gleim und Gefährten gerichtete, freilich sehr schwer verständliche ‚Sängerwürde‘ (später: ‚Deutscher Parnaß‘) aufnahm.

Über das rein literarische Gebiet hinaus wagten sich die Xenien auf das Feld der Wissenschaft und vor allem der Politik, auf das vorher schon die venetianischen Epigramme kecke und rücksichtslose Streifzüge unternommen hatten. Bei dem freiheitlichen, demokratischen Charakter des Göttinger Bundes war es nur natürlich, daß auch den Musenalmanachen die Politik nicht fern blieb, und solche Dichtung konnte sich wohl bis zu der gewaltigen agitatorischen Wucht jenes Bürgerschen Gedichtes ‚Der Bauer an seinen durchlauchtigsten Tyrannen‘ (Göttinger Almanach auf 1783) steigern. Daneben fehlte auch das nationale Element nicht. Jugend, Freiheit, Vaterland war ja ein Hauptthema der jungen Göttinger gewesen, Klopstock hatte patriotische Beiträge, etwa die Stücke aus seinem Drama ‚Hermann und die Fürsten‘, gegeben, das Bardenwesen und -unwesen hatte seine Spuren in den Almanachen hinterlassen. In den letzten Jahrgängen war wieder die französische Revolution begrüßt, die Hinrichtung des Königs freilich mit den härtesten Worten gescholten worden. Schiller selbst stand ja nun der Tagespolitik ziemlich fern, über die seinerzeit die Ankündigung der Horen völliges Stillschweigen zu beobachten versprochen hatte. Wenn es dort Goethe gewesen war, dem man nicht ganz mit Unrecht vorwerfen konnte, er habe dieses Versprechen in den ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‘ gebrochen, so ist es beim Almanach wieder Goethe, der die Politik in den Inhalt hineinzieht. Wie völlig verschieden aber von dem Tyrannenhaß der jungen Göttinger oder von dem in den andern Almanachen laut gewordenen Jubel über den Ausbruch der französischen Revolution klingt das, was Goethe zu

sagen hat! Von demselben Standpunkt aus, von dem einst Erasmus von Rotterdam und mancher andre Humanist sich gegen die Reformation gewandt hatte und von dem später etwa der religiös durchaus radikale Grillparzer dem Protestantismus vorwarf, er habe das Christentum daran gehindert, das zu werden, was eine Religion erst zum Segen für eine gebildete Zeit macht: eine ehrwürdige Gewohnheit, die man beibehält, weil man nichts Besseres weiß, und ohne in ihre Grundlagen und Beweise näher hineinzugehn; von diesem Standpunkte aus stellt Goethe nun Franztum und Luthertum als die Feinde ruhiger Bildung neben einander. Im Ganzen ist es ein durchaus aristokratischer Charakter, den der Almanach so gewinnt. Gleich beim ersten Jahrgang hatte Schiller auf Humboldts Rat eine Ode von Neuffer nicht aufgenommen, einiger gegen die Fürsten sehr unhöflicher Verse wegen, die das Entzücken des Göttinger Hains gebildet hätten. Und wenn im Almanach auf 1799 — unter der Chiffre A. Gr. — eine Ode ‚Am 30. März 1798‘ mit einer demokratischen Wendung gegen die Großen am Schluß steht, so hat man fast das Gefühl, Schiller sei zu ihrer Aufnahme auch ein wenig durch den Wunsch bestimmt worden, seine Liberalität und Toleranz auch gegenüber solchen einst in Musenalmanachen so verbreiteten Gedichten zu zeigen.

Diese Liberalität hat Friedrich Schlegel in seiner Recension des ersten Schillerschen Almanachs anerkannt, vorzüglich, als er von der Aufnahme der venetianischen Epigramme spricht. Unter ihnen waren etwa jene antichristlichsten Distichen gewesen:

Vieles kann ich ertragen! die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut;
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere, Rauch des Tobaks, Wanzen und Knoblauch und †.

In demselben Almanach aber hatte ein durchaus christlich-religiös gestimmtes Gedicht von Kosegarten ge-

standen, und als Kosegarten zum nächsten Jahrgang zwei große fromme Gedichte schickt, da fällt es Schiller ein, daß er religiöse Poesien, wie sie in den Musenalmanachen beliebt waren, eigentlich ganz gut brauchen könnte, und er nimmt sie mit aller Unbefangenheit auf.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den Dichtungen in der Form des Distichons zurück, so schließt sich an das Epigramm die größere Gattung der Elegie (im Sinne der Antike), die wesentlich im Vossischen Almanach gepflegt worden war. Im Schillerschen nimmt sie — vom letzten Jahrgang abgesehn — beständig zu, — es wurde schon gesagt, daß dies wie die ganze Veränderung im Charakter des Almanachs, wesentlich auch eine Folge des Eingehens der Horen ist, da nun auch solche größere gewichtigere Stücke in den Almanach kamen. Tritt sie im ersten (Schillers Tanz) noch zurück, so bringt der zweite schon — um nur die bedeutenderen Stücke zu nennen — Goethes Alexis und Dora, Schillers Pompeji und Herkulanum und Geschlechter, der dritte Goethes Neuen Pausias und eine Reihe von Stücken geringerer Leute (Friederike Brun, Amalie v. Imhoff, H. Keller, Sophie Mereau, Siegfried Schmidt); der vierte, hierin der reichste, Goethes Euphrosyne, Amyntas, Metamorphose der Pflanzen, Das Glück von Schiller, daneben noch Gedichte von Luise Brachmann, Friederike Brun, Eschen; im fünften folgen noch Knebels Stunden. Schließlich gehört aber auch ein Hexametergedicht wie Hölderlins ‚An den Äther‘ (Almanach auf 1798) hierher, und wie manche dieser Gedichte in elegischer Form sich der Idylle nähern, so mag man hier noch der Amalie von Imhoff großes idyllisches Hexameterepos ‚Die Schwestern von Lesbos‘ im letzten Almanach anfügen.

Hier kann man nun freilich sagen, daß Schiller dem Publikum manchmal mehr zugemutet hat, als die Herausgeber von Musenalmanachen zu tun pflegten. An sich waren ja auch größere Gedichte mit einem gewissen lehr-

hafften Charakter wie einst den Leipziger ‚Belustigungen‘ so den Almanachen nicht ganz fremd (etwa Grambergs ‚Kosmotheoros‘ im Göttinger Almanach auf 1787), aber so schwere Fracht wie die ‚Metamorphose der Pflanzen‘ hatte doch keines dieser Schifflein geführt. Die Schwestern von Lesbos aber, von Schiller freilich nur aufgenommen, um sich so des letzten Almanachs rasch und leicht zu entledigen, übertrafen an Ausdehnung bei weitem auch die umfangreichsten Idyllen, die der Vossische Almanach gebracht hatte.

Die Ode, zur Zeit des Göttinger Bundes die Gattung, in der in den Almanachen das Bedeutendste geleistet wurde, war dann bei Bürger allmählich bis auf Kloentrup, Heydenreich, Langsdorf, J. G. Georgi heruntergekommen, während bei Voß Friedrich Leopold Stolberg und neuerdings besonders Matthisson für ein höheres Niveau sorgten. Unter Schillers Mitarbeitern war ja nun der größte deutsche Odendichter überhaupt, Hölderlin, der freilich nur zum Almanach auf 1799 mit zwei Oden — Sokrates und Alcibiades, An unsre (großen) Dichter — Zutritt fand. Dieser Jahrgang ist auch an Oden wieder der reichste: neben Hölderlin finden wir Matthisson mit zwei, Luise Brachmann, Gries, Tieck und jenen A. Gr. mit je einer. Zum ersten Jahrgang trug Conz zwei Oden bei. Herder gab darin das Gedicht nach Sarbievius und Schiller den freilich nicht eigentlich in einem antiken Odenmetrum gehaltenen ‚Abend‘. Der Almanach auf 1798 bringt K. L. M. Müllers sapphische Ode ‚An Julius‘, während der zweite und der letzte leer ausgehn.

Von den künstlichen romanischen Formen war das Sonett im Vossischen Almanach nur gelegentlich aufgetaucht, hatte aber dafür im Bürgerschen besondere Pflege gefunden, die ihm nun bei Schiller nicht entfernt in demselben Grade zu teil wurde. Hatten die letzten Jahrgänge des Göttinger Almanachs durchweg eine größere Anzahl Sonette gebracht, so fehlten sie in

Schillers ersten beiden Almanachen ebenso wie im letzten ganz, und nur der dritte und vierte brachten drei, bezw. vier Stücke (von K. M. Hirth, Amalie von Imhoff, Wilhelm Schlegel, Steigentesch), gegenüber den letzten Bürgerschen oder gar gegenüber dem folgenden Almanach von Schlegel und Tieck und dem Vermehrenschen eine recht geringe Anzahl. Leichtere Formspiele, wie etwa das in früheren Almanachen nicht seltene des Trioletts, gehen dem Schillerschen Almanach völlig ab, der nun doch einmal von dem Rokoko-Charakter der petite poésie viel aufgab. Dafür ist neu in ihm die verhältnismäßig ganz beträchtliche Ausdehnung der Ottaverime, die von Schiller (Stanzen an den Leser Alm. auf 96, Erwartung Alm. auf 1800), Goethe (Stanzen Alm. auf 99), Herder (Parthenope, Farbengebung Alm. auf 96), Schlegel (Zueignung von Romeo und Julie Alm. auf 98), Eschen (An Louise, Alm. auf 99) und dem unter der Chiffre D. im Almanach auf 99 verborgenen Dichter (Die weiblichen Erscheinungen) gepflegt wurden, und die Terzine in Schlegels Prometheus (Alm. auf 1798) und Gries' Macchiavell-Übersetzung (Alm. auf 99).

Die Ballade war natürlich besonders in Bürgers Almanach gepflegt worden, wo man etwa drei Arten unterscheiden mochte: die alte parodische, die eigentlich Bürgerische und, nebelhaft verschwimmend, sentimental zerfließend, die ossianische. Zur ersten kann man nun im Schillerschen Almanach höchstens allenfalls Langbeins Beiträge rechnen; zur zweiten die Balladen Woltmanns, dessen dürftige Begabung freilich viel zu zahm und schwächlich war, um auch nur das Räuspern und Spucken des Meisters zu treffen, der Amalie von Imhoff ‚Jungfrau des Schlosses‘ und doch wohl auch — weitaus das beste Stück dieser Art — Matthisons ‚Hexenfund‘; zum dritten endlich der Amalie von Imhoff ‚Geister des Sees‘. Hierzu kommt nun aber als etwas ganz Neues nicht sowohl das, was Herder in dieser Gattung beitrug, auch nicht die symbolische Ballade vom Schlage von Schlegels Pygmalion

und Prometheus und Gries' Phaethon — die doch unendlich viel tiefer stand — als die ganze Balladenpoesie Goethes und Schillers. Berührungspunkte freilich finden sich auch hier: wenn Schiller die nadowessische Totenklage dichtete, so stand er damit in jener Strömung, die, von Rousseau und Herder ausgehend, den Liedern der Wilden besondere Aufmerksamkeit schenkte und auch schon vorher die Poesie der Musenalmanache befruchtet hatte, wenn neben Geringeren Bürger in seinem wuchtigen, stark accentuierenden Rhythmus ein neuseeländisches Schlachtlied (Göttinger Alm. auf 1782) dichtete. So finden sich auch in Schillers Gedankenlyrik, die ja in ihrer Art gewiß auch etwas Neues darstellte, doch gelegentlich überraschende Übereinstimmungen mit älteren Gedichten: die Möglichkeit etwa, daß Schiller zu den ‚Idealen' eine Anregung durch ein im Göttinger Almanach auf 1777 erschienenes Gedicht Friedrich Leopold Stolbergs ‚An die Träume' erhalten hat, scheint doch keineswegs ausgeschlossen, wenn in dem Stolbergschen Gedicht im selben Metrum eine recht ähnliche Empfindung — die Klage über das Verschwinden der nächtlichen Jugendträume („Wollt ihr mit seidenem Gefieder, Ihr Träum', auf ewig mir entfliehn?") — ausgesprochen wird.

Im Ganzen kann man nicht sagen, daß Schiller bei der Herausgabe seines Almanachs in wesentlichen Punkten von den älteren Rivalen abgewichen sei. Auch wenn er aus Lenzens Nachlaß eine Dichtung in dramatischer Form aufnahm, so hatten — von manchem andern abgesehn — schon die ältesten Göttinger Almanache sogar Prosadialoge von Leisewitz gebracht. Überhaupt war in den andern Almanachen Prosa nicht ganz ausgeschlossen, der ja Schiller keinen Platz einräumte. Auch in der Anordnung schloß sich Schiller an die älteren Almanache an, indem er die Gedichte weder nach Verfassern noch in einer bestimmten stofflichen Gruppierung aneinanderreihte, sondern sie ohne jedes feste Prinzip nur nach dem Gesichtspunkt einer gewissen Abwechselung durcheinander-

mischte. Schon veröffentlichte Gedichte wieder abzudrucken, war im Ganzen in den Almanachen nicht mehr üblich [1]), darin hatten sie sich bald von dem Vorbilde des französischen Almanach des Muses emanzipiert. Gedrucktes noch einmal drucken, ging auch gegen Schillers Absicht, der wohl wußte, daß ‚das Publikum immer mit Novitäten unterhalten seyn will' [2]). So erkundigte er sich öfter, ob ihm eingesandte Beiträge etwa schon anderswo veröffentlicht seien, und hätte selbst Goethes Prolog zur Wiedereröffnung des Weimarschen Theaters auf einen Irrtum Humboldts hin, der ihn schon gelesen zu haben glaubte [3]), aus dem Almanach auf 1796 weggelassen, wenn der Druck ihm nicht zuvorgekommen wäre [4]).

Zusammenfassend kann man also noch einmal sagen: Schiller schließt sich bei der Herausgabe des Almanachs in allen Hauptpunkten seinen Vorgängern an. Zweimal, in den venetianischen Epigrammen und den Xenien vor allem, werden zwar Wagnisse unternommen, deren Kühnheit bis dahin unerhört ist und die den Gegensatz des Almanachs der Mittelmäßigkeit und dem Durchschnitt gegenüber auf literarischem, politischem, religiösem, moralischem Gebiet zeigen. Das hindert dann auf der andern Seite nicht, daß doch ein gewisses frauenzimmerliches Element, wie es in besonders hohem Grade dem

---

1) Doch war das keineswegs ein fester Grundsatz; gab doch Gleim noch in den neunziger Jahren gelegentlich sogar dasselbe Gedicht zugleich in den Göttinger und den Vossischen Almanach.

2) 13. September 1794 an Reinwald.

3) Humboldt an Schiller 28. September 1795.

4) Humboldt an Schiller 16. October 1795. Wenn dagegen etwa ein Fünftel der venetianischen Epigramme vor dem Druck im ersten Almanach schon veröffentlicht war (1791 in der Neuen deutschen Monatsschrift), so würde das Schiller wohl nicht gestört haben, auch wenn er — was nicht der Fall gewesen zu sein scheint — davon gewußt hätte. Ein Versehen ist es dagegen natürlich, wenn Conz' Hain der Eumeniden, trotz der Mitteilung des Dichters, daß es schon gedruckt sei (23. Juli 1795: s. Euphorion 12, S. 721), wiederholt wurde.

Bürgerschen Almanach eigen gewesen war, im Schillerschen nicht ganz verschwand: nicht nur, wenn Schiller in den ihm eingesandten Gedichten vorsichtig Stellen, die gegen den bürgerlichen Anstand verstießen, strich, mag die Rücksicht auf weibliche Leser mitgewirkt haben; dem Geschmack eines frauenhaften Publikums sollten doch auch die weiblichen Mitarbeiter entgegenkommen, und wenn etwa im Göttinger Almanach auf 1781 in einer poetischen Erzählung vorm Schminken gewarnt wurde oder 1788 v. Einem ein Gedicht auf ‚Die bloßen Busen' der zeitgenössischen Mode veröffentlichte, so steuerte auch zum Schillerschen Almanach (1798) Amalie v. Imhoff ein Gedicht ‚Die Mode' bei, auf die griechische Tracht, bei der die Geberin Mode ‚der griechischen Fraun züchtigen Schleier vergaß'.

Im Ganzen pflegt Schillers Almanach also doch dieselben Gattungen wie seine älteren Rivalen, nur daß einige, etwa die Gelegenheitsgedichte und die Übersetzungen, zurücktreten. Wenn er den Göttinger Almanach an Gewicht und Gehalt, den Vossischen an Lebendigkeit und Persönlichkeit des Inhalts unendlich übertrifft, so lag das nicht an der Praxis des Herausgebers, sondern es war das Verdienst des Dichters und seiner hervorragendsten Mitarbeiter.

Heranziehung der Mitarbeiter.

Der Vossische und obwohl nicht in demselben Grade auch der Göttinger Almanach hatten ihren festen Stab von Mitarbeitern, auf die sich jeder Jahrgang einigermaßen verlassen konnte. Für Schiller galt es, sich einen solchen Stab erst zu schaffen. Dabei mochte sich seine Hoffnung einmal auf den durch Bürgers Tod eigentlich führerlos gewordenen Kreis des Göttinger Almanachs richten; dann aber auf die Schar, die er selbst eben

erst für die Horen gesammelt hatte, und vor allem auf den einen, der allein mehr wert war als ein Dutzend der besten andern Mitarbeiter: auf Goethe. Und keine dieser Hoffnungen betrog ihn.

Wenn er ursprünglich selbst daran gedacht hatte, den Göttinger Almanach zu übernehmen, so lag ja nun nichts näher als zu versuchen, dessen angesehenste Beiträge zu sich herüberzuziehen. Wenn er sie auch nicht grade hoch schätzte — er mußte seinen Almanach zu füllen suchen. Bei Ramler und Göckingk gelang der Versuch freilich nicht [1]). Aber bei F. L. W. Meyer war Humboldts und des Verlegers Michaelis Werbung nicht umsonst [2]). Auch von einem erst seit wenigen Jahrgängen am Göttinger Almanach beteiligten Neuling, Karl Lappe, schickte Michaelis Beiträge [3]). An den anfangs stark überschätzten Kosegarten [4]) wandte sich Schiller wohl selbst — im Sommer 1796 besuchte ihn dann Wilhelm v. Humboldt — wie in Dresden durch Körners Vermittlung Langbein gewonnen wurde [5]). Wilhelm Schlegel und Woltmann gehörten schon vorher dem Kreise der Horen an [6]).

Wenn Schiller in den späteren Jahrgängen immer mehr auf die Mitarbeit dieser Beiträger des Göttinger Almanachs verzichten konnte, so setzte ihn dazu in erster Linie die unerwartet reichliche, bis zum vierten Jahrgang immer wachsende Unterstützung Goethes in Stand, der, eben erst für die Horen gewonnen, bald aber in immer engeren Bunde mit Schiller, sich nun, ähnlich wie dieser selbst, in einer zweiten Jugend, dem Beginn einer

---

1) Humboldt an Schiller 17. Juli 1795.

2) Humboldt an Schiller 15. August 1795.

3) Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe S. 99.

4) Marbacher Schillerbuch 2, S. 289.

5) Schiller an Körner 4. Juli 95; Gebhardt an Körner 15. Juli, Körner an Schiller 16. Juli.

6) Schiller an Körner 12. Juni 95 mit der Bitte, die Einladung an Schlegel zu befördern.

ganz neuen Schaffensperiode sah. Zu den Mitarbeitern der Horen gehörten dann noch neben Schlegel und Woltmann Herder, Matthisson und Pfeffel, die nun alle auch für den Almanach herangezogen wurden [1]). Andere Verbindungen reichten noch weiter zurück. Von den schwäbischen Jugendfreunden Conz und Haug, die sich nun beide wieder mit Gedichten einstellten, hatte dieser schon an der Anthologie auf das Jahr 1782, der andere an der Neuen Thalia teilgenommen, an der (wie übrigens auch Matthisson) außerdem noch der unvermeidliche lederne Schwager Reinwald, Sophie Mereau (noch als Demoiselle Schubert), Neuffer und Hölderlin beteiligt gewesen waren. Hölderlin, der 1794/95 in Jena weilte, wurde wohl von Schiller persönlich wieder zur Mitarbeit aufgefordert und übersandte dann zugleich die Gedichte seines Freundes Neuffer.

In den späteren Jahrgängen kommen dann noch einige Mitglieder und Freunde des Weimar-jenaischen Kreises hinzu: 1798 Amalie von Imhoff [2]), erst 1800 Knebel. In Weimar lebte damals auch der am zweiten Jahrgang beteiligte Friedrich von Örtel. Dem Almanach auf 1798 steuerte Wilhelm von Humboldt, der Helfer beim ersten, eine Pindar-Übersetzung bei, im selben Jahre erschien wohl durch seine Vermittelung Karl Gustav von Brinckmann [3]). Mit Schiller persönlich bekannt war der damals in Jena lebende Johann Diederich Gries, der trotzdem für seine erste Verbindung mit dem Musenalmanach (1798) Wilhelm Schlegels Vermittelung in Anspruch nahm [4]). Luise Brachmanns erste Beiträge, zum Almanach auf 1798, sandte Friedrich von Hardenbergs Schwester Sidonie [5]).

---

1) 25. August 94 Schiller an Matthisson und Matthissons Antwort vom 6. Sept. (Marbacher Schillerbuch 2, S. 277). Pfeffel: 16. Nov. 94 Schiller an Cotta, 15. und 22. Januar 95 Cotta an Schiller.

2) 17. Juli 97 Schiller an Amalie v. Imhoff, 21. Juli 97 Schiller an Heinrich Meyer.

3) 20. Febr. 98 Schiller an Goethe.

4) 12. August 97 Schiller an Schlegel.

5) Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit S. 312.

Der spätere Jenenser Privatdozent Vermehren und Vossens Schüler Eschen, der in Jena studierte, erschienen im Almanach auf 1799, dem durch Schlegels Vermittelung auch Tieck Gedichte beisteuerte[1]. Für Friederike Brun hatte schon vorher Herder um ein Plätzchen gebeten[2].

Als erst allgemein bekannt geworden war, daß Schiller einen Musenalmanach herausgab, seit dem Erscheinen des ersten Jahrgangs, flogen ihm natürlich von allen Seiten her Gedichte ins Haus. Viel Erfreuliches war nicht darunter, und die Lektüre wurde ihm, wie schon vorher manchem Almanachredacteur, mehr und mehr zur Last. (Vgl. den Brief an Körner vom 9. August 1799 und an Luise Brachmann vom 28. August 1800.) Sein Kalender nennt gegen siebzig Einsender unberücksichtigt gebliebener Poesien, und das sind noch nicht einmal alle. Von denen, die wirklich Aufnahme fanden, war der erste Herausgeber eines deutschen Musenalmanachs, Boie, der bekannteste[3]. Bis auf den späteren Lustspieldichter Steigentesch, der vom Almanach auf 1797 an in allen Jahrgängen vertreten ist, geben die meisten dieser mehr oder minder als Statisten aufmarschierenden Mitarbeiter bloß Gastrollen in einem Jahrgang. Im Almanach auf 1798 erscheinen so Cordes, Jägle, Heinrich Keller — dessen Gedichte sein Züricher Landsmann, der an den Horen beteiligte Professor Jakob Horner, übersandte — K. L. M. Müller, Siegfried Schmidt; im folgenden K. M. Hirth, Kochen, Nöller, Thilo, Bürde[4].

---

1) Köpke, Ludwig Tieck Bd. I, S. 257.

2) 25. Aug. 96.

3) Seine Beiträge waren eigentlich den Horen bestimmt, zu denen ja auch Voß Gedichte schickte. Schiller an Boie 23. Nov. 96 und Ernst Müller, Schillers Kalender.

4) 1. Mai 97 Jägle an Schiller; 13. April 96 Bürde an Schiller; Hirth 6. Juli 98 an Schiller; Kochen 7. Juni 98 an Schiller; Nöller 6. Juni 98 und 9. März 99 an Schiller; Thilo 13. Aug. 97, 23. März 98 und 20. Juni 99 an Schiller; Horner an Schiller 22. Juli 97; sämt-

Man kann sich fragen, ob auf die Aufnahme eines oder des andern dieser Dichter nicht auch ganz besondere Gründe und Erwägungen Schillers Einfluß geübt haben, die mit dem poetischen Wert ihrer Beiträge oder auch mit ihrem literarischen Ruf nichts zu tun hatten. Es bedarf keines Wortes, daß der Schwager Reinwald nur um der Verwandtschaft willen einmal zugelassen wurde. Aber auch sonst mag man sich etwa daran erinnern, daß in den Horen der öde Wielandianer Alxinger nur aufgenommen wurde, weil Schiller unter den Mitarbeitern einen Österreicher haben wollte. Beim Musenalmanach könnte man bei dem Schweizer Heinrich Keller — dessen Beiträge aber schließlich nicht gerade zu den schwächsten gehören — an etwas derartiges denken. Eher noch als für ihn und für die andern Süddeutschen des Almanachs, etwa für den Bayern K. M. Hirth, wird man einen ähnlichen Grund vielleicht bei Steigentesch in Erwägung ziehen dürfen, dem kaiserlichen Hauptmann, der seine Beiträge aus dem Feldlager schickte. Mit Bestimmtheit kann aber beim Almanach kaum irgendwo behauptet werden, daß ein solches Motiv den Ausschlag gegeben habe; zur Auswahl unter etwa gleichwertigen zu Lückenbüßern bestimmten Gedichten hat es gewiß beigetragen.

Interessant und charakteristisch für Schillers Musenalmanach sind aber nicht nur die in ihm vertretenen, sondern auch manche der ihm fehlenden Namen. Wenn die Ankündigung der Horen die Absicht ausgesprochen

---

lich bei Urlichs, Briefe an Schiller, und im Euphorion XII. Über die andern vgl. Schillers Calender.

Die Namen der Zurückgewiesenen bei Ernst Müller, Schillers Kalender, Kommentar S. 239 f. Einige von ihnen waren gelegentliche oder sogar recht beliebte Mitarbeiter der älteren Almanache: Eccard, über dessen Beiträge sich Schiller 22. Dezember 97 Cotta gegenüber sehr absprechend äußert, Gramberg, bei dem es freilich zweifelhaft ist, ob es sich um den Oldenburger Arzt oder um seinen Sohn handelt, Josch, Münchhausen, Ungern-Sternberg; einige — der Livländer Karl Graß, Rohr, Münchhausen — waren an der Neuen Thalia beteiligt gewesen.

hatte, die angesehensten deutschen Schriftsteller zu vereinigen, wird man dann beim Almanach doch sagen müssen: es sind nicht so gar wenige, die fern geblieben sind. Daß alte Herren wie Klopstock oder gar Gleim nicht mehr bemüht wurden, bedarf keiner Erklärung. Aber manche Dichter der älteren Generation sähe man doch ganz gern, etwa den — freilich mit der Herausgabe seines eignen Taschenbuchs beschäftigten — Johann Georg Jacobi. Das ältere Dichter im Ganzen den Almanach mit ihren Beiträgen verschonten, daran mögen die Xenien ein gutes Teil der Schuld oder des Verdienstes tragen: auch wer selbst verschont geblieben, hatte doch irgend einen Freund oder Nachbar, der getroffen worden war, und niemand konnte voraussehen, was die künftigen Almanache noch von solchen üblen Gästen an Bord führen würden. Schon vor den Xenien freilich mußte Goethes alter Jugendfreund Friedrich Leopold Stolberg, von den ‚Göttern Griechenlands' her mit Schiller entzweit, dem Almanach fern bleiben. Besonders neben Matthisson vermißt man aber die weitaus erfreulichste Erscheinung unter den Dichtern verwandter Natur, seinen — ja auch Schiller persönlich bekannten — Freund Salis, der freilich auch an den Horen, obwohl aufgefordert, nicht teilnahm. Von den jungen Romantikern fehlt natürlich Friedrich Schlegel; man könnte schließlich auch schon an Novalis denken, der doch früher Schiller nahe gestanden hatte. Auffällig aber ist es, daß Schiller von der Poesie des ihm doch befreundeten Schelling, der an lyrischer Begabung die meisten Mitglieder der älteren Romantik weit übertraf, entweder — wahrscheinlich — nichts wußte oder doch keinen Gebrauch von ihr machte; Schelling, dem ja nichts ferner lag, als sein Talent zu fructificieren und der auch im Schlegel-Tieckschen Almanach nur durch Caroline Schlegel[1]) und nur pseudonym erschien, mag

1) Caroline an Wilhelm Schlegel 5. Mai 1801, 6. Juli 1801, 10. Juli 1801.

ihm gegenüber von seiner Poesie stolz geschwiegen haben. Und hier ist nun anzumerken, daß Schiller in seinem Almanach dem Publikum wohl eine Reihe junger Versemacher zuerst vorstellte, daß sich aber unter ihnen nicht einer befand, der später etwas Bedeutenderes geleistet hätte. Es macht sich doch schmerzlich fühlbar, daß Schiller die Eigenschaften, die gerade dem Herausgeber eines Almanachs so nötig gewesen wären, Geduld und liebevolle Aufmerksamkeit auf junge sich entwickelnde Talente abgingen. Dazu hatte er, der sich gezeichnet wußte und seine eigne Mission erfüllen wollte, keine Muße. Man mag hier Schiller etwa in Gegensatz stellen zu einem späteren Almanachredacteur, der von Schillers geschäftlicher Begabung nur zu wenig besaß, der aber dafür durch die gewinnende Liebenswürdigkeit, mit der er seinen jungen Mitarbeitern entgegen kam, durch die Fürsorge und Pflege, die er der Begabung jedes einzelnen zuteil werden ließ, ein Herausgeber war, wie er sich besser kaum denken ließ: Chamisso[1]). Schiller hingegen hatte Goethe und verließ sich im Übrigen wesentlich auf sich selbst; wenn er sich bemühte, seinem Almanach außerdem noch ein paar angesehene und beim Publikum beliebte Namen zu gewinnen, konnte er den Rest schon als gleichgültiges Füllsel ansehn und tat das denn auch, so daß sein Almanach, abgesehen von dem freilich nicht hoch genug zu schätzenden Verdienst, seine und Goethes Produktion angeregt und gefördert zu haben, für die Entwickelung der deutschen Lyrik verhältnismäßig geringe Bedeutung gehabt hat.

1) E. F. Kossmann, Der deutche Musenalmanach von 1833/39. Haag 1909.

Anhang: Honorar.

Wenn die ersten deutschen Musenalmanache wesentlich junge Anfänger vereinigten und von angesehenen Dichtern gewöhnlich nur schon gedruckte Gedichte brachten, von einer Honorierung also kaum die Rede sein konnte, so änderte sich das später, als auch bedeutendere Dichter mit Originalbeiträgen immer stärker herangezogen wurden, und vor allem durch die Konkurrenz zwischen dem Göttinger und dem Vossischen Almanach. Doch blieb auch wohl später weitaus die überwiegende Mehrzahl der Beiträge unhonoriert. Schillers Almanach macht hier keine Ausnahme. Der Kontrakt mit Michaelis zeigte ja, daß als Honorar für die Mitarbeiter (außer Schiller selbst, dessen Honorar in den 300 Reichstalern, die er als Herausgeber erhielt, mit inbegriffen war) die Summe von 150 Reichstalern vorgesehen wurde. Doch ist es wohl mehr als fraglich, ob es je Schillers Absicht gewesen ist, die Beiträge aller Mitarbeiter zu honorieren.

Für den ersten Jahrgang wurde an Honoraren bezahlt[1]: an Goethe 15, an Herder 10 Louisdor und an — Reinwald, natürlich wieder um der Verwandtschaft willen, und der arme Teufel hatte es gewiß nötig — 1 rthlr. 12 gr.[2]). Dies scheint, obwohl Schiller einmal auch Sophie Mereau für ihre Almanachbeiträge ein Honorar in Aussicht stellt[3]), alles gewesen zu sein.

Zu den honorierten Mitarbeitern kam dann in den nächsten Jahrgängen noch Wilhelm Schlegel hinzu[4]). Für

---

1) Schillers Kalender zum 17. Dec. 1795 und Briefwechsel mit Cotta ed. Vollmer S. 144 Anm. 2.

2) Wurde Reinwald durch einen Irrtum zweimal honoriert? Vgl. Schillers Briefe an ihn vom 1. Febr. u. 6. Mai 96. Vorher (24. Aug. 94) hatte er ihm 2 Carolin für den Bogen versprochen.

3) 23. December 1795.

4) Nicht aber Matthisson, dem Schiller 25. Aug. 1794 1 Friedrichsd'or für den Bogen versprochen hatte. — Vgl. über die Honorare den Briefwechsel mit Cotta, besonders Anhang IX.

den Almanach auf 1797 waren es zusammen 136 rthlr.; für den folgenden, wo Herder fehlt, erhielt Goethe 131 rthlr. 6 gr., Schlegel 50 rthlr., für den auf 1799 Goethe 120, Schlegel 15 rthlr., für den Almanach auf 1800 endlich, wo Goethe und Schlegel ausblieben, Herder 30 rthlr. und Amalie von Imhoff für die Schwestern von Lesbos 40 Carolin.[1])

Stellung zu den Mitarbeitern.

Mit der großen Masse der Mitarbeiter besonders rücksichtsvoll umzugehn, war nie die Praxis der Almanachherausgeber gewesen und war bei der Menge der eingesandten Gedichte und bei der ungeheuren Arbeit, die dem Redakteur dadurch erwuchs, auch nicht wohl möglich. Daß ein Musenalmanach leichte Ware als Füllsel braucht, wußten die älteren Herausgeber noch viel besser als Schiller und seine Freunde[2]) — Bürger besonders äußert sich oft darüber —, aber sie strichen solche Lückenbüßer unbarmherzig, sobald wertvollere Beiträge einliefen. Schiller verfuhr nicht anders, und da wurde denn wohl auch der Schwager Reinwald nicht verschont, der für den ersten Almanach erst um komische Stücke gebeten wurde, dann aber nur mit einem ernsten Zutritt erhielt, weil die übrigen komischen Inhalts wären und sich so nicht recht mit dem seriösen Ton des Ganzen vertrügen[3]).

1) 1 Louisdor = 5 Reichstaler, 1 Carolin = 6 1/6 Reichstaler.

2) Vgl. Körner an Schiller 23. Aug. und 14. Sept. 95, besonders Goethe 17. Aug. 96 an Schiller, was an die von diesem selbst ausgesprochenen Prinzipien erinnert: ‚Weit entfernt, daß ich die Aufnahme gewisser Arbeiten in den Almanach tadle. Denn man sucht dort gesellige Mannigfaltigkeit, Abwechslung des Tons und der Vorstellungsart, man will Masse und Menge haben, der gute Geschmack freut sich zu unterscheiden, und der schlechte hat Gelegenheit sich zu bestarken, indem man ihn zum besten hat'.

3) Schiller an Reinwald 1. Februar 96.

Humboldt, der den Druck des ersten Almanachs überwachte, erhielt freie Vollmacht solche Lückenbüßer je nach Bedarf einzufügen oder wegzulassen[1]). Als Gries zum Balladenalmanach seinen Phaethon schickte, wollte Schiller ihn aufnehmen, ‚wenn ihm auch noch einige Figuranten Platz machen müßten'[2]). Ein andermal erbat er von Wilhelm Schlegel eine Ballade für den Almanach, um bei sich selbst einen Vorwand zu haben, ‚manche überlästige Herren, die sich im Almanach aufpackten, wieder herauszuwerfen'[3]). Zu den ‚überlästigen Herren' mag damals wohl auch Kosegarten schon gehört haben. Noch kein Jahr später aber schrieb Goethe auch schon über ein ihm von Schiller zur Beurteilung geschicktes Gedicht von Gries, es scheine ihm für die Aufnahme darauf anzukommen. ob Schiller Platz habe[4]). So geschah es wohl auch, daß Gedichte, vielleicht nur versehentlich, zurückgelegt wurden und dann später noch Verwendung fanden wie der Sophie Mereau ‚Schwärmerei der Liebe' das sie im Almanach auf 1798 vermißte und das dann im folgenden Almanach erschien. Wir mögen uns auch gern denken, daß jene vier Gedichte von Hölderlin, von denen zwei erst fast ein Jahrhundert später aus Schillers Redactionsnachlaß veröffentlicht wurden, nicht endgültig verworfen, sondern nur für eine passende Gelegenheit aufbewahrt und dann vielleicht vergessen worden sind. Anderseits versucht Schiller wohl auch, Gedichte, die er selbst nicht brauchen konnte, anderswo unterzubringen, wenn ihm die Verfasser nahe standen oder ihm an der Verbindung mit ihnen etwas lag; freilich sollte auch dem Verleger Cotta ein Gefallen geschehen, wenn er ihm für seine Zeitschrift Flora gelegentlich Beiträge von Kosegarten und Reinwald schickte[5]).

1) Humboldt an Schiller 31. Aug. 1795.

2) 12. Aug. 97 an Schlegel.

3) 26. Aug. 97 an Schlegel.

4) 14. Juli 98 an Schiller.

5) 25. September 1795.

Im Ganzen freilich ist nun auch hier wieder zu sagen: großes Interesse hat Schiller für seine Mitarbeiter nicht aufgebracht, selbst wenn sie ihm persönlich näher standen, wie das ja am deutlichsten in seinem Verhältnis zu Hölderlin wird. Man vergleiche damit einmal Wielands Verhältnis zu Kleist! Ein Vorwurf kann ja Schiller daraus kaum gemacht werden: er, der Unternehmungen wie die Horen und den Almanach einfach für seinen Unterhalt auf sich nahm und der sich doch dabei immer mehr als *Dichter* fühlte, hatte einfach keine Zeit dazu, sich um die künstlerischen Bestrebungen, geschweige um die persönlichen Angelegenheiten der Mitarbeiter viel mehr zu kümmern, als es eben im Interesse seiner Unternehmungen lag. An der Tatsache ändert das aber nichts. Wenn er gelegentlich auch einmal, da Goethe in Frankfurt ist, Hölderlin, Siegfried Schmidt und Steigentesch zu ihm schickt, damit er sehe, was an ihnen sei — im Wesentlichen kam es ihm doch nur darauf an, daß sie ihm ein paar Seiten des Almanachs mit brauchbaren Gedichten ausfüllten. Selbst ob hinter diesen Gedichten eine wirkliche dichterische Persönlichkeit stand, kam dann erst sehr in zweiter Reihe.

Zu einer kleinen Anzahl der Mitarbeiter stellt sich Schillers Verhältnis freilich anders dar. Bei Goethe bedarf das ja keines Wortes, und auch bei Herder versteht es sich ziemlich von selbst. Außerdem aber bemühte sich Schiller noch sehr um Matthisson und um Wilhelm Schlegel, obwohl er die Poesie beider mit der Zeit immer geringer schätzte: eine Äußerung über Matthissons Gedichte wurde ja schon zitiert, und wenn Schiller einmal ausnahmsweise ein Gedicht Wilhelm Schlegels — die Zueignung zu Romeo und Julie — lobt, vergißt er nicht, die Befürchtung hinzuzufügen, Schlegel möge es am Ende vielleicht irgendwo gestohlen haben [1]). Aber für den Almanach mußten ihm trotzdem die beiden angesehenen Schriftsteller, deren

1) 20. Oct. 97 an Körner.

Poesie sich ja auch jedenfalls über den Durchschnitt erhob, sehr willkommen sein. So behandelt er Matthisson mit diplomatischer Liebenswürdigkeit und bietet ihm etwa, über die reichlichen Beiträge zum vorletzten Jahrgang hoch erfreut, um ihm doch wenigstens eine Höflichkeit zu erweisen, die Zusendung der einzelnen Druckbogen vor dem Erscheinen des Ganzen an [1]). Wilhelm Schlegel aber liefert auch nach dem persönlichen Bruch auf Schillers und Goethes Bitte noch Beiträge [2]), und es berührt sogar eigentümlich, wenn Schiller erst den Verkehr mit ihm schroff abbricht und ihm für die Horen den Stuhl vor die Tür setzt, um ihn einen Monat später — höflich um Beiträge zum Musenalmanach zu bitten.

Änderungen und Kürzungen in fremden Gedichten.

Als Goethe in den Annalen zum Jahre 1796 Schillers Tätigkeit als Herausgeber des Musenalmanachs rühmt, heißt es: ‚Den innern Wert eines Gedichtes übersah er gleich, und wenn der Verfasser sich zu weitläufig ausgetan hatte oder nicht endigen konnte, wußte er das Überflüssige schnell auszusondern. Ich sah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittel Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend‘. Ähnlich berichtet Eckermann vom 5. April 1830, Goethe habe ihm von Schiller erzählt, er habe einmal für den Musenalmanach ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduziert, wodurch das Produkt keineswegs verloren habe. Änderungen und Kürzungen in den einlaufenden Gedichten pflegten schon die älteren

1) 28. Juli 98.

2) Schiller an Schlegel Ende Juni oder Anfang Juli 97; Goethe an Schiller 24. Febr. 98; Goethe an Schlegel 18. Juni 98.

Almanachherausgeber in ausgedehntestem Maße vorzunehmen. Besonders weit war darin Bürger gegangen, der beim ersten von ihm herausgegebenen Musenalmanach erklärte, dreiviertel des Inhalts habe er so gut wie selbst gemacht, wenn auch nur unter dem wenigsten sein Name stehe, und oft sei nichts als die Überschrift von den ersten Verfassern stehn geblieben: ‚Ich bin oft grausam mit den Knaben umgesprungen‘; oder ein andermal: ‚Die Herren Verfasser werden oft ihre Kindlein kaum wieder erkennen‘[1]. Im Gegensatz zu Bürger, dem es nicht einmal darauf ankam, einem Gedichte sogar ein anderes Metrum zu geben[2] — und ohne solche Änderungen hätte ja sein Almanach bei der dilettantischen Mitarbeiterschaft gar nicht bestehn können — wird man bei Schiller nun scheiden müssen zwischen bloßen Kürzungen, in denen er, wie wir eben hörten, sehr weit ging, so daß von den Gedichten zumal der geringeren Mitarbeiter wohl die Mehrzahl seiner Kritik nicht entgangen ist[3], und wirklichen Verbesserungen, die er in größerem Umfange wohl kaum vorgenommen hat: dazu fehlte ihm die Zeit und — bei den späteren Jahrgängen mehr noch als beim ersten — die Lust. Eher strich er wohl, wie das bei den Horen nach der Einladung an die Mitarbeiter wenigstens offiziell die Regel sein sollte — wenn auch natürlich davon abgewichen wurde — Stellen an, die er beanstandete, und sandte die Manuskripte den Verfassern zurück, wie das ein Brief an Sophie Mereau vom 18. Juni 1795 beweist. Hier soll nun zunächst nach

1) Bürger an Boie 10. September und 1. Oktober 1778. Vgl. etwa Gramberg an Bürger 15. Okt. 1778; Boie an Bürger 30. Okt. 1778; Bürger an Boie 20. Sept. 1779 und 25. Okt. 1779.

2) Philippine Gatterer an Bürger 15. Februar 1779.

3) Beinah drollig wirkt es, wenn Schiller 25. Sept. 1795 einige nicht in den Almanach aufgenommene Gedichte von Reinwald und Kosegarten an Cotta für dessen Zeitschrift Flora schickt und hinzufügt: ‚Auf das, was ich in den Gedichten gestrichen und durchstrichen, braucht keine Rücksicht genommen zu werden‘.

der Reihenfolge der Almanache, eine einfache Aufzählung der Gedichte stattfinden, an denen Veränderungen und Streichungen Schillers zu konstatieren sind, und zuletzt an ein paar Beispielen, die uns erhalten sind, Schillers Praxis genauer gezeigt werden.

Mit Sicherheit festzustellen sind im Almanach auf 1796: Streichungen in den Beiträgen Kosegartens (Kosegarten an Schiller 14. März 1796); ‚Abkürzungen und sonst kleine Veränderungen‘ in den Gedichten der Sophie Mereau auch nach ihren eignen auf Schillers Bitte vorgenommenen Korrekturen (Schiller an Sophie Mereau Juni 1796), darunter wohl im ‚Lieblingsörtchen‘ die Lesart des Almanachs ‚vom Strand in den Quell‘ statt des von Humboldt (25. August 1795 an Schiller) monierten ‚vom Ufer in Quell‘; Streichung der beiden Schlußzeilen in Pfeffels ‚Zwei Verdammten‘[1]); Herder war offenbar von Schiller zu einer Korrektur aufgefordert worden, wenn er ihm im August 1795 die verbesserte Fassung einiger Zeilen der ‚Parthenope‘ schickt; so mögen vielleicht auch die beiden kleinen Änderungen in ‚Madera‘, die Humboldt (25. Aug. 1795 an Schiller) auf Schillers Veranlassung vornimmt, auf Herder selbst zurückgehn.

1) Daß Schiller hier die beiden Schlußzeilen unterdrückt hat, geht aus dem Wiederabdruck des Gedichts in J. G. Jacobis Taschenbuch für 1798 hervor mit der Anmerkung: ‚Dieses Stück ist im Schillerschen Almanach von 1796, aus Versehen oder nach einer unvollständigen Abschrift, so fehlerhaft abgedruckt worden, daß es seinen ganzen Sinn verlohr; deßwegen hat mein Freund Pfeffel mir erlaubt, es hier vollständig einzurücken‘. Es ist die Geschichte von dem verbrecherisch habgierigen ‚deutschen Dorfsultan‘, der nach seinem Tode in der Hölle auch seinen braven Kutscher trifft, zu seinem Erstaunen, während er selber ja die Höllenstrafe verdient habe und auch gefaßt ertragen würde, wenn nicht sein Sohn, für den er stahl, den Schatz schon zur Hälfte verpraßt hätte. Der Kutscher darauf: ‚Was mich hieher gebracht, ist — eben dieser Sohn!‘ Die Zeilen: ‚Der Himmel strafet mich, versetzt der biedre Schwabe, Daß ich mit Eurer Frau den Schuft erzielet habe‘, hat Schiller, für den Anstand besorgter als Pfeffel und Jacobi, gestrichen, gewiß nicht zur größeren Klarheit des Gedichts.

Im folgenden Jahrgang sind es vor allem wieder Kosegarten in den Gedichten ‚Arkona‘ und ‚Harmonie der Sphären‘ (Kosegarten an Schiller 15. Dec. 1796), daneben F. L. W. Meyer in ‚Königin Kobold‘ (Seuffert, Vierteljahrschrift 2, 159)[1]) und Sophie Mereau (Schiller an Sophie Mereau Juni 1796), die sich Änderungen und Kürzungen gefallen lassen müssen; im dritten Amalie von Imhoff, deren ‚Jungfrau des Schlosses‘ verkürzt wird (Amalie von Imhoff an Schiller bei Henriette v. Bissing, Amalie v. Helvig S. 23), Heinrich Keller (Schiller an Horner 26. Juni 1797) und wohl auch Schmidt von Friedberg (Goethe an Schiller 26. Juli 1797); im vierten endlich Hölderlin, bei dem nur im Titel ‚An unsre großen Dichter‘ das ‚großen‘ weggelassen wird (Seuffert, Vierteljahrschrift 4, 609), und Thilo (Thilo an Schiller 20. Juni 1799).

Es versteht sich, daß auch hier zwischen den einzelnen Mitarbeitern Unterschiede gemacht werden. An Goethes Beiträgen vermied Schiller selbst die ganz geringfügige Änderung des unverständlichen ‚unterständig‘[2]), für das Goethe selbst dann erst auf seine Anfrage ‚unbeständig‘ setzt. Auch Matthissons ‚Sehnsucht nach Rom‘ bleibt mit ihren 42 Strophen, von denen Matthisson selbst dann 17 strich, doch wohl unverkürzt stehn, wozu freilich wie vielleicht auch sonst manchmal beitragen mochte, daß der Almanach auf 1799 mit Beiträgen weniger reichlich ausgestattet war als seine beiden Vorgänger und diese 42 Strophen doch eben neun Seiten mit einem Produkt eines der angesehensten Dichter der Zeit ausfüllten[3]).

1) Wenn in ‚Königin Kobold‘ außerdem statt ‚aus ungebrauchte*n* Besen‘ ‚ungebrauchte*m*‘ steht, so ist das natürlich ein Druckfehler, zumal im Manuskript nichts geändert ist; ebenso wenn der Almanach in Hölderlins ‚Sokrates und Alcibiades‘ am Schluß ‚zu Schöne*n*‘ statt ‚zu Schöne*m*‘ druckt.

2) Im 28. (29.) venetianischen Epigramme: Schiller an Goethe 31. August 1795.

3) Auf kleine Änderungen in Matthissons Gedichten, die *vielleicht*

Ob nun freilich all diese Veränderungen besonders die Streichungen durchweg Verbesserungen waren, darüber kann man manchmal doch zweifelhaft sein. Zuzugeben ist zunächst gewiß, daß in den meisten der angeführten Gedichte und der übrigen, bei denen Schiller Korrekturen vorgenommen hat, ohne daß sie sich noch nachweisen lassen — und es werden deren nicht wenige sein —, Lücken nicht zu spüren sind. Und wenn die Verfasser Schiller manchmal für die Verbesserungen danken, werden sie sie wohl auch als solche empfunden haben. Der sonst über die Streichungen so schmerzlich verstimmte Kosegarten — der Schiller übrigens doch völlig freistellt, ‚treffendere Lesarten', die ihm etwa einfallen, für die eignen einzusetzen — gesteht doch zu, daß seine ‚Harmonie der Sphären' durch die Kürzungen gewonnen habe, und veröffentlicht sie kurz darauf in seinen ‚Poesien' in der Fassung des Almanachs. Mitunter liegt die Sache aber doch auch anders: da es sich ja durchweg um Lückenbüßer handelt, möchte man manchmal sagen: die fehlenden Strophen haben wohl verdient gestrichen zu werden, und um ihrer selbst willen ist es gut, daß sie nicht da sind — aber daß etwas fehlt, merkt man doch. Nicht in Meyers ‚Königin Kobold', wo doch durch die Streichung der vierten Strophe nur die *äußere* Symmetrie gestört wird, wenn ursprünglich zwei Strophen die Kobolde zum Richteramt über ‚die Töchter des Staubes' aufrufen, zwei der Bestrafung der trägen, zwei der Belohnung der guten Mägde gelten, während im Almanach die trägen mit nur *einer* Strophe abgefunden werden. Aber man nehme einmal ein Gedicht wie Kosegartens nach einem Briefe des Verfassers an Schiller besonders

von Schiller herrühren, macht Dr. Gottfried Bölsing mich aufmerksam. Doch sind sie so minimal, und rühren außerdem nicht einmal sicher von Schiller her, daß es genügt, hier auf den Variantenapparat, besonders zum ‚Neuen Pygmalion' (‚Die neue Heilige'), in Bölsings Ausgabe von Matthissons Gedichten (Literarischer Verein Stuttgart 1912) hinzuweisen.

mitgenommenes ‚Arkona' dessen Originalfassung oder wenigstens eine ihr nahe stehende Gestalt wohl Kosegartens 1798 erschienene ‚Poesien' bieten (deren erstes Buch übrigens ‚seinem Freunde Friedrich Schiller' zugeeignet ist)[1]. Wenn da ein Ausbruch religiösen Zweifels bis zur Verzweiflung durch drei Strophen hindurch geschildert und dann fortgefahren wird ‚Zwey schwarze Stunden flohn', während Schiller die drei Strophen auf eine halbe zusammenstreicht, so daß das ‚Zwo schwarze Stunden flohn' nicht einmal mehr eine neue Strophe beginnt, stört das die Komposition gewiß empfindlich. So mag man manchmal auch Streichungen Schillers vermuten, ohne einen äußeren Anlaß dazu zu haben. Werden in einem Gedicht Lappes die Schmetterlinge aufgefordert, ‚ihre Reize darzustellen' und die zweite Strophe fängt an: ‚Eröffne du den Reihn, Aurore', so erwartet man eine ausführlichere Aufzählung der Schmetterlinge und nicht, daß die dritte Strophe einfach beginnt ‚Folgt all ihr andern' und das Gedicht mit der von Friedrich Schlegel verspotteten Wendung ‚Wann dehnt sich meiner Seele Flügel? Wann schlüpf ich aus der Sinnlichkeit?' ziemlich kurz zu Ende geht[2].

Am 26. Juni 1797 schrieb Schiller an Horner, der ihm die Elegien von Heinrich Keller zugeschickt hatte, er werde von der ihm über sie vergönnten Freiheit Gebrauch machen und auslassen, was ihm in ästhetischer oder in moralischer Rücksicht nicht recht zulässig scheine.

---

1) ‚Arkona' wird übrigens das Gedicht sein, von dem Goethe Eckermann erzählte. Daß Schiller wirklich ein Gedicht von 22 *auf* 7 Strophen reduziert habe, kann man sich doch schwer vorstellen. Ist aber die Fassung des Gedichts in den ‚Poesien' die originale, so hat Schiller es von 21 *um* 7 reduziert, was einen Gedächtnisfehler leicht begreiflich macht. Wenn irgend ein Gedicht in Schillers Almanachen, so verdient ‚Arkona' das Epitheton ‚pompös', und als Schiller es empfing (30. März 1796), befand er sich in Weimar.

2) In Lappes Gedichten (‚Sämmtlche poetische Werke' Ausgabe letzter Hand, Rostock 1836, I, S. 117) hat das Gedicht ebenfalls nur fünf Strophen, aber so verändert, daß alles glatt zusammenschließt.

Vier jetzt wohl verlorene Elegien Kellers sind überhaupt nicht veröffentlicht worden, von den vier im Musenalmanach auf 1798 gedruckten sind in der ersten zehn, in der zweiten fünf, in der vierten zwei Distichen gestrichen. Wir besitzen Kellers Originalmanuskripte und können daher die im Druck des Almanachs abweichenden Stellen, die wohl sämtlich Korrekturen Schillers sind, feststellen[1]). Schillers Änderungen sind außerordentlich zahlreich (53 in 57 Distichen) aber leider fast durchweg aus metrischen, und zwar so primitiv metrischen Gründen vorgenommen, daß sie zum großen Teil wenig Interesse haben. Ein Dichter, der fünffüßige Hexameter baute wie ‚Nackt sind die Reben, vorbei die Lese, wir kehren —‘ (Schiller: ‚*und schon* vorbei die Lese‘), oder ein andermal vielleicht betonte: ‚Évoé! tönts dúrch die Büsche, die Laute der Freude‘ (Schiller: ‚die Jubelstimme der Freude‘) oder einen Hexameter begann: ‚Lebt wohl, süße Büsche‘ (‚Süße Büsche, lebt wohl‘) hatte einige metrische Nachhilfe bitter nötig. Eine besondere Vorliebe hegt Keller für den Trochäus in der zweiten Hälfte des Pentameters, und da hat Schiller denn, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle (im Almanach bleiben ihrer noch genug), ohne sich eben viel Mühe zu machen, durch eine leichte Änderung eines oder mehrerer Worte, eine Umstellung, die Einschiebung etwa eines Pronomens oder einer Partikel Abhilfe geschaffen. In manchen Fällen sind solche Veränderungen immerhin auch sonst dem Gedichte zu gute gekommen, etwa wo bei Keller in einem (an Ceres und Bacchus gerichteten) Pentameter die Rede ist von ‘allen Früchten, die reich eure Huld uns geschenkt‘, (wo man ja allenfalls lesen konnte ‚álle Früchte, díe reích eure Húld uns geschénkt‘, Schiller aber auch sonst einfach das ‚eure‘ in ‚euere‘, hätte ändern können) und Schiller ändert ‚— die ihr Liebenden liebend geschenkt‘; oder Schiller mäßigt zugleich den Ausdruck, wenn für den ‚lüsternen Blick‘ der Liebenden der ‚beredtere‘ eintritt.

1) Bernhard Wyß, Heinrich Keller. Frauenfeld 1891.

Auch bei den meisten nicht aus metrischen Ursachen hervorgegangenen Änderungen sind Schillers Gründe ganz durchsichtig, nur selten, daß einmal mit Worten schwer zu fixierende Imponderabilien im Spiele waren, wie wenn er für ‚die lieblichen Augen gesenket‘ einsetzt ‚die Augen lieblich gesenket‘, was gewiß für ein etwas triviales Epitheton eine apartere Wendung bringt; oder wenn er offenbar mit der Absicht, den Ausdruck leise zu mäßigen, aus der ‚freudigen‘ Nacht mit der Geliebten eine etwas stillere ‚fröhliche‘ macht. Sonst ändert er etwa seltenere, auch wohl etwas dialektisch gefärbte Ausdrücke wie ‚mühlich‘ (dafür einmal ‚lastend‘, einmal ‚mühvoll‘) ‚Ried‘ (dafür ‚Moor‘) oder den Gebrauch des Wortes ‚Docht‘ als Femininum. Beim ersten Blick sieht man auch den Grund, warum Schiller den Hexameter ‚Nina, es *stirbt* die Natur, *erstorben* sind Büsche und Wälder‘ verbessert: ‚entlaubt sind Wälder und Büsche‘, dabei zugleich einen Hiat tilgend[1]). Oder bei Keller lauten ein paar Verse:

> Traurig raschelts und kalt im knisternden Laube, es streichen,
> Über Stoppeln und Ried dumpfige Nebel dahin.
> Traurig welkt die Natur

und Schiller ändert:

> Traurig raschelts im knisternden Laub, und schauerlich streichen
> Über Stoppeln und Moor dumpfige Nebel dahin.
> Ach, es welkt die Natur —.

---

1) Andre Beseitigungen eines Hiats: ‚Schweiß von der Stirne nur lockt‘ für ‚Schweiß der Stirne entlockt‘. ‚Daß die nächtliche Straß‘ tönt‘ für ‚Daß die Straße ertönt‘; ‚und dieß Bildchen wir opfern es euch‘ statt ‚und das Bildchen opfre ich euch‘; ähnlich: — ‚uns Aurora *ge*weckt‘ für ‚erweckt‘. Nicht durchweg; gleich in der vierten und fünften Zeile der Elegie bleiben zwei Hiate stehn:

> Wenn ihr Oheim . . .
> Grollend findet, daß sie allzuviel spend*e* *i*m Haus,
> Dreht sie, rückwärts sehend, das schwarze schalkhaft*e* *A*uge
> Winkend nach mir —

und sonst.

Es widerstrebt Schiller, zwei nicht parallele Distichen mit demselben Wort anfangen zu lassen; und der erste Hexameter (wo übrigens wieder ein zwar milderer Hiatus beseitigt ist) hat durch die Einfügung des ‚schauerlich' gewiß gewonnen. Gelegentlich geht Schiller auf eine tonmalende Wirkung aus: ‚Horch es *schallet* die klappernde Trommel' für ‚*tönet*'. Und wie viel voller klingt es, wenn das herbstliche Rom anstatt das ‚geräuschvolle' das ‚erbrausende' genannt wird! Heißt es bei Keller ‚Dieses Bildchen ich hab es *mit künstlichem Fleiße* aus Wachse *Emsig* geformt' und Schiller ändert: ‚— ich hab es mit *fleißigen Händen* aus Wachse *Künstlich* geformt', so war kaum die kleine Tautologie ausschlaggebend für ihn, die man im Inhalt allenfalls finden konnte, sondern sicher der Mißklang: ‚mit Flei*ße* || aus Wach*se*'. Hübsch ist es, wenn er bei der Schilderung eines italienischen Winzerfestes nicht wie Keller den Liebenden zum Mädchen sagen läßt: ‚Eile, gib mir *den Arm*', sondern eine primitivere Sitte für angemessener hält: ‚Eile, gib mir *die Hand*'. Einmal will er wohl eine zu deutliche Reminiszenz aus den für Kellers Gedichte vorbildlichen römischen Elegien beseitigen, wenn er das ‚bräunliche Mädchen' des dritten Stücks in ein farbloses ‚lustiges' verwandelt. Zuletzt noch ein Beispiel für Schillers Kürzungen. Als der störende Oheim die Liebenden verläßt, heißt es bei Keller:

> Nun ergreift er den Hut, bedaurt mich verlassen zu müssen,
> Wirft einen gnädigen Blick auf die Nichte herab,
> Unter den schwärzlichen Locken sieht diese mit stockendem Odem
> Ängstlich harrend ihm nach, ob er wohl kehre zurück.

Die Details des Abschiedes hält Schiller für störend oder mindestens überflüssig und zieht die beiden Distichen in eines zusammen:

> Nun ergreift er den Hut, wir sehen mit stockendem Odem
> Ängstlich harrend ihm nach, ob er wohl kehre zurück.

Von unendlich höherem Interesse an sich und um des Verfassers willen ist ein anderes uns erhaltenes Gedichtmanuskript, das Schiller durchkorrigiert hat: *Hölderlins* Gedicht ‚Der Jüngling an die klugen Ratgeber'[1]) in einer früheren sehr abweichenden Fassung mit der kürzeren Überschrift ‚An die klugen Ratgeber'. So mag es gerechtfertigt sein, bei ihm etwas länger zu verweilen, obgleich Schiller es weder in dieser noch in der ihm später übersandten zweiten Fassung veröffentlicht hat.

Hölderlins Gedicht ist eine von leidenschaftlichem Pathos erfüllte Klage und Anklage gegen die ‚klugen Ratgeber', die, wie man früher den Schwärmer ans Kreuz schlug, nun mit ihrem klugen Rate das Herz, die Begeisterung der Jünglinge töten, ihren Geist zu feiger Ruhe bekehren, dem Genius ein schmähliches Grab bereiten. Schiller, der ja Hölderlin auf die Sendung hin, die dieses Gedicht enthielt, ‚vor allem eine weise Sparsamkeit, eine sorgfältige Wahl des Bedeutenden und einen klaren einfachen Ausdruck desselben' empfahl[2]), suchte nun in seinen Änderungen in erster Linie den leidenschaftlichen Überschwang des Ausdrucks zu mildern und den Gedanken zu präzisieren. Am deutlichsten zeigt sich das bei der fünften und sechsten Strophe:

Sonst ward der Schwärmer doch an'sKreuz geschlagen,
Und oft mit edlen Löwengrimme rang
Der Mensch an donnernden Entscheidungstagen,
Bis Glück und Wuth das kühne Recht bezwang;
Ach! wie die Sonne, sank zu'r Ruhe nieder
Wer unter Kampf ein herrlich Werk begann,
Er sank und morgenröthlich hub er wieder
In seinen Lieblingen zu leuchten an.

Jetzt blüht die neue Kunst, das Herz zu morden,
Zu'm Todesdolch in meuchlerischer Hand
Ist nun der Rath des klugen Manns geworden,
Und furchtbar, wie ein Scherge, der Verstand;

1) Seuffert, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 4, S. 601 ff.
2) 24. November 1796.

Bekehrt von euch zu feiger Ruhe, findet
Der Geist der Jünglinge sein schmählich Grab,
Ach! ruhmlos in die Nebelnächte schwindet
Ats heitrer Luft manch schöner Stern hinab.

Schiller hat diese ganze Antithese, in der Hölderlins Empfindung am leidenschaftlichsten zum Ausdruck kommt und die Hölderlin allerdings gekürzt auch in der zweiten Fassung beibehalten hat, beseitigt, indem er die erste der beiden Strophen einfach strich und die zweite dann beginnen ließ: ‚Ihr lehrt die neue Kunst' —. Wenn er in der zweiten Zeile den Ausdruck ‚Todesdolch in meuchlerischer Hand' rot unterstrich, so hing das natürlich damit zusammen: die zweite und dritte Zeile bringen den Gedanken der Antithese erst recht klar zum Ausdruck. Erfuhr in der dritten Zeile der ‚Rath des klugen Manns' dasselbe Schicksal, so wollte Schiller offenbar einen bestimmteren Ausdruck, der einen Sinn der trockenen Nüchternheit und kühlen Berechnung deutlicher herausbrachte als das einfache Wort ‚klug': grade Hölderlins ‚heftige Subjectivität' schien Schiller wohl des ‚klugen' Rates überhaupt am allerwenigsten entbehren zu können. Wenn Schiller aber vollends für die vierte Zeile an eine Änderung: ‚Und mit Vernunft entzweiht sich der Verstand' dachte, so hätte Hölderlin das nun und nimmermehr geschrieben: in seinem heftigen Erguß hätte diese philosophische Antithese, die die Ablehnung des klugen Rates moralisch begründen oder die Bedingung präzisieren will, unter der diese Ablehnung berechtigt ist, keinen Platz, seine Empfindung zu dieser Erwägung keine Zeit gehabt. Die letzten vier Zeilen hat Schiller, der Hölderlin in jenem Briefe ja auch vor Weitschweifigkeit warnte, überhaupt gestrichen.

Die Gründe aller Korrekturen Schillers in diesem Gedicht mit voller Bestimmtheit anzugeben, ist schon darum nicht durchaus möglich, weil Schiller die durchgreifende Änderung, die er mit ihm offenbar beabsich-

tigte und die ihm wohl eine wesentlich andere Gestalt gegeben hätte, nicht durchgeführt und auch die einzelnen Stellen, die er verbessern wollte, vielfach nur angestrichen hat. So wird man sich über seine Absichten manchmal mit Vermutungen begnügen müssen.

Wie Schiller von jenen beiden Strophen die strich, in der der Geist oder Genius oder, wie dort gesagt wurde, ‚das kühne Recht' gegen ‚Glück und Wut' kämpfte, so scheint Schiller überhaupt die Absicht gehabt zu haben, die Stellen, in denen Hölderlin den Genius als Kämpfer darstellt, möglichst zu tilgen:

Was warnt ihr dann, wenn stolz und ungeschändet
Des Menschen Herz von kühnem Zorn entbrennt,
Was nimmt ihr ihm, der nur im Kampf vollendet,
Ihr Weichlinge, sein glühend Element —

Hier hat Schiller einmal das ‚ungeschändet' rot unterstrichen: man weiß in der Tat nicht recht, warum Hölderlin neben dem ‚kühn' grade dieses nicht ganz naheliegende Wort gewählt hat, und kann den Verdacht nicht ganz unterdrücken, daß es des Reimes wegen geschehen ist. Wenn Schiller dann aber das Wort ‚Zorn' streicht, ohne übrigens eine Verbesserung dafür einzusetzen, und die Zeile bei ihm lautet:

Das Herz von kühner — — — entbrennt

(ich würde an ein Wort mit einem Sinn wie etwa ‚Schöpferkraft' denken), so hängt das doch wohl mit der oben angegebenen Tendenz zusammen. Dazu stimmt, daß auch der Relativsatz ‚der nur im Kampf vollendet' rot unterstrichen ist (selbstverständlich nicht wegen der kleinen Unklarheit, daß man das ‚vollendet' allenfalls nicht als Präsens, sondern mißverständlich als Participium der Vergangenheit auffassen könnte). Später ist dann einmal die Bezeichnung des Geistes als ‚Richter' moniert, und es gibt uns vielleicht den Schlüssel zu Schillers Absichten, wenn er entsprechend das Wort ‚Rächer' in ‚Schöpfer' umändert: der junge Hölderlin stellt den Genius

negativ als Kämpfer, Richter, Rächer dar; Schiller will das zurückdrängen und das Positive, Schöpferische hervorheben. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß er die Verse gestrichen hat, wo es vom Genius heißt:

> Er strahlt heran, er schrökt, wie Meteore,
> Befreit und bändigt, ohne Ruh' und Sold,
> Bis, wiederkehrend durch des Himmels Thore,
> Sein Kämpferwagen i'm Triumphe rollt. —

Schillers andere Korrekturen sind von geringerem Interesse. Sie sollen, so weit sie nicht gar zu geringfügig sind (Schiller korrigiert gelegentlich sogar Kleinigkeiten der Orthographie und Interpunktion), der Reihe nach durchgegangen werden.

Die ersten vier Zeilen des Gedichts lauteten:

> Ich sollte nicht im Lebensfelde ringen,
> So lang mein Herz nach höchster Schöne strebt,
> Ich soll mein Schwanenlied am Grabe singen,
> Wo ihr so gern lebendig uns begräbt —

Wenn Schiller hier am Anfang ‚im Lebensfelde‘ streicht, ist der Grund klar: dieses Bild oder besser diese Umschreibung hat etwas Prosaisches, höchstens Rhetorisches[1]); wenn er aber dafür einsetzt: ‚aus allen Kräften‘, so zeigt das doch wieder, wie leicht er es sich mit seinen Verbesserungen machte; man kann gewiß nicht sagen, daß mit dieser Redensart viel gewonnen sei. Dann stört Schiller die ungebräuchliche umgelautete Form ‚begräbt‘ für ‚begrabt‘ — die er auch später einmal verbessert —; er ändert ‚begrübt‘ und muß nun des Reimes

---

1) Seuffert tut doch Unrecht, zu sagen, Hölderlin habe das beanstandete Wort ‚Lebensfeld‘ in die neue Fassung übernommen, wo es heißt:

> Ich sehne mich ins grüne Feld des Lebens
> Und in den Himmel der Begeisterung

und durch das Epitheton ‚grün‘ und den ganzen Zusammenhang das abgeblaßte, zur Phrase gewordene Bild die ursprüngliche sinnliche Anschauung wiedererhält.

wegen in der zweiten Zeile setzen: ‚So lang mein Herz das höchste Schöne liebt‘. Ganz dasselbe findet sich in den letzten Zeilen des Gedichts; ursprünglich:

> Indes ihr noch die Leichenfackel hält,
> Geschiehet schon, wie unser Herz geboten,
> Bricht schon herein die neue bessre Welt.

Schiller setzt für ‚hält‘ = haltet ‚schwingt‘ und ändert die letzte Zeile:

> Wird schon die neue bessre Welt verjüngt.

Die vierte Strophe begann:

> Und ihr, ihr wollt des Rächers Arme lähmen,
> Dem Geiste, der mit Götterrecht gebeut,
> Bedeutet ihr, sich knechtisch zu bequemen,
> Nach eures Pöbels Unerbittlichkeit?

Schiller hat diese Verse — im ersten übrigens die Änderung ‚Schöpfer‘ für ‚Rächer‘ — rot angestrichen: die ganze Ausdrucksweise mochte ihm nicht recht gefallen, sie hat auch wohl etwas Gekünsteltes. Neben ‚gebeut‘ setzt Schiller das Reimwort ‚zerstreut‘: was hier seine Absicht war, ist natürlich nicht mehr festzustellen, vielleicht behagte ihm nur das Nebeneinander ‚gebeut, Bedeutet‘ nicht. In der vierten Zeile unterstreicht er wieder ‚Pöbels Unerbittlichkeit‘ und setzt mit einer kleinen Umbiegung des Gedankens — doch wieder im Sinne der angegebenen Tendenz — ‚Dürftigkeit‘ dahinter, wenn er nicht auch hier überhaupt eine völlige Veränderung vornehmen wollte; das ist unkontrollierbar. Um so selbstverständlicher ist es, wenn Schiller in der auf diese Verse folgenden Zeile:

> Das Irrhaus wählt ihr auch zum Tribunale

für ‚auch‘ ‚euch‘ setzt.

Damit sind Schillers Korrekturen an diesem Gedicht im wesentlichen erschöpft. Sie sind gewiß eingreifender, als er sie sonst vorzunehmen pflegte: Hölderlin stand ihm eben doch näher als die Mehrzahl der Mitarbeiter. Aber es ist doch ganz bezeichnend, daß diese größere Änderung nicht vollendet, nicht so weit durchgeführt

wurde, um das Gedicht nach Schillers Meinung dadurch für den Almanach oder die Horen aufnahmefähig zu machen. Im ganzen ist von Schillers Veränderungen an fremden Gedichten doch wohl zu sagen: sehr rücksichtslos, gelegentlich selbst etwas gewaltsam im Streichen, zeigt Schiller in seinen Korrekturen eine rasche, leichte, manchmal etwas zu leichte, manchmal auch recht glückliche Hand. Man hat auch hier wie immer den Eindruck: zu viel Zeit durfte Schiller seine Beschäftigung mit dem Almanach nicht kosten.

Anordnung der Gedichte.

Daß Schiller so wenig wie seine Vorgänger bei der Anordnung der Gedichte ein festes Prinzip befolgte, ist schon gesagt worden. Ihn leitete in der Mischung der Stücke bloß ‚die Rücksicht auf Varietät'[1]), so daß Humboldt, der den Druck des ersten Almanachs überwachte, zu Veränderungen in Einteilung und Anordnung volle Freiheit erhielt; und es ist Humboldts Verdienst, wenn der Almanach nicht mit Herders ‚Parthenope', das Schiller an die Spitze setzen wollte, sondern mit der ‚Macht des Gesanges' beginnt[2]). Selbst ein Scherz Humboldts hat Schiller vielleicht Veranlassung gegeben, ihm eine Änderung in der Folge der Gedichte aufzutragen (wenn Humboldt sie nicht selbst vornahm oder kein bloßer Zufall vorliegt); am 11. September 1795 schrieb Humboldt: ‚Die Ritter sind ja recht fromm geworden, und machen niedliche bunte Reihe gegen das Ende des Almanachs hin mit den Epigrammen' — ein Satz übrigens, der ebenso wie die sehr ernst gemeinte Pointe jenes Baggesenschen

1) 7. September 1795 an Humboldt.
2) Humboldt an Schiller 31. Aug. 1795.

Epigramms[1]) leicht zu dem Xenion ‚Schillers Almanach von 1796‘ beigetragen haben kann —: aber im Druck des Almanachs stehn dann ‚Die Ritter des Spitals zu Jerusalem‘ (später ‚Die Johanniter‘) gar nicht ‚gegen das Ende des Almanachs hin‘, sondern noch tief in der ersten Hälfte.

Ein einheitliches, festes Prinzip in der Anordnung war schon darum unmöglich, weil die Folge der Gedichte doch allzu sehr von Zufälligkeiten abhängig sein mußte. Beim Almanach auf 1796 übte außer Schiller selbst nicht nur Humboldt, sondern auch der Buchdrucker Unger Einfluß, dem Humboldt nur ‚hinlängliche Anleitung gegeben hatte um keine Albernheiten fürchten zu dürfen‘[2]). Im Almanach auf 1797 wurde aus einem rein äußerlichen Grunde, weil Schiller grade ein Gedicht von drei Seiten brauchte, Herders ‚Verschiedene Weise der Moral‘ aus dem dritten Bogen in den zweiten gesetzt: das sind ja Selbstverständlichkeiten. Bei der Drucklegung liegt auch das Manuskript noch gar nicht vollständig und endgültig vor, noch später laufen Gedichte ein, oder Schiller setzt auch ein eigenes Gedicht unmittelbar nach der Entstehung in den Almanach, an dem schon gedruckt wird, wie ‚Pompeji und Herkulanum‘ in den auf 1797; den folgenden schließt der erst eine Woche vor Beendigung des Druckes vollendete ‚Gang nach dem Eisenhammer‘.

Auf Anfang und Ende, das erste und letzte Gedicht jedes Almanachs, war besondere Aufmerksamkeit zu richten. Auch in den älteren Almanachen hatte man zur Eröffnung gewichtigere, etwa religiöse Stücke — dem Kalendercharakter des Almanachs entsprechend wohl auch Neujahrsgedichte — vorangestellt, der Schluß dagegen war, in der Mehrzahl der Fälle mit irgend einem Epigramm, schlecht genug weggekommen. Schiller konnte nun freilich bei den Gedichten, die er zur Verfügung

1) Schiller an Goethe 23. Juli 1796.

2) Humboldt an Schiller 22. Sept. 1795.

hatte, hierfür besser sorgen. Auf das Eröffnungsgedicht des ersten Almanachs folgt noch ein Herdersches Epigramm ‚Apollo‘, ebenfalls den Gesang preisend. Das Schlußgedicht aber — vor den venetianischen Epigrammen — (‚Stanzen an den Leser‘, später ‚Sängers Abschied‘), ‚giebt dem Almanach eine eigene Ründung. Er beginnt und schließt nun mit Ihnen, und mit zwei passenden und in sich so schönen Stücken‘ (Humboldt an Schiller 2. Oktober 95). Die drei folgenden Jahrgänge beginnen mit Goethischen Elegien. ‚Alexis und Dora‘ eröffnet idyllisch den Xenienalmanach, darauf folgt Schillers ‚Mädchen aus der Fremde‘, dem eine ansprechende Deutung außer der allgemeinen Beziehung auf die Poesie noch eine besondere auf den Almanach geben will. Der Balladenalmanach bringt den ‚Neuen Pausias‘, der vorletzte ‚Euphrosyne‘ an der Spitze. Der Almanach auf 1800 beginnt nach jenem großen Idyll ‚Die Schwestern von Lesbos‘ wieder mit einem Lobe des Gesanges, der Musik, mit Drydens ‚Alexander's Fest‘, freilich in einer bedenklichen Nachdichtung von Kosegarten: hier mußte doch eher der Schluß, das Lied von der Glocke, die Ehre des Almanachs retten, wenn auch nicht in Jenas romantischem Zirkel. Der Almanach auf 1797 schließt — vor den Xenien! — mit einem ganz hübschen Gedicht auf ‚Höltys Geist‘ von Woltmann — offenbar aus einem ähnlichen Grunde, wie Schiller eine Zeit lang des verstorbenen Uz Porträt als Kupfer dem Xenienalmanach voransetzen wollte, als Zeichen der ‚honnêteté‘ gegen bedeutendere und liebenswürdige Vertreter älterer Dichtergenerationen, in beabsichtigtem Gegensatz zu dem Strafgericht der Xenien. Den Balladenalmanach schließt der Gang nach dem Eisenhammer, und geradezu symbolisch erscheint es, wenn in letzter Stunde dem (mit Eschens Zueignung eines Gedichtes von Ossian ‚An Louise‘) eigentlich schon fertig gedruckten Almanach auf 1799 als Schlußstück noch der Prolog zu Wallensteins Lager angefügt wird: ‚Ein Prolog, der vor der Aufführung des Wallensteinischen Vorspiels von einem

Schauspieler auf dem Theater in Weimar declamiert werden soll, beschließt den Almanach und wird den 3 Wallensteinischen Stücken zu einer interessanten Ankündigung bei dem Publicum dienen' (4. Oktober 98 an Cotta).

Die ‚Varietät' in der Mischung der Stücke zu vermehren, diente nun auch das alte, schon aus rein praktischen Gründen unentbehrliche Mittel, überall ‚Epigramme und ähnliche kleine poetische Sachen' einzustreuen: ‚Solche kleine Sachen vermehren auf eine wohlfeile Art die Zahl, erfreuen dabey jeden Leser und prangen auf dem Inhalts Verzeichniß der Stücke so gut als die größten Sachen' (13. September 1795 an Goethe, hier mit Beziehung auf die Horen). Es waren in der Mehrzahl kleine Stücke von Schiller selbst, von Herder und — im Almanach auf 1798 — Brinckmann (dessen Epigramme sämtlich so verteilt sind), die nun nicht nur als Lückenbüßer, um die Seiten zu füllen, benutzt werden, sondern auch um Abwechselung in das Ganze zu bringen. Als Schiller von Humboldt aus Berlin den ersten Korrekturbogen des Almanachs auf 1796 zugesandt erhält, setzt er an dem Druck aus, es seien zu viel leere Räume geblieben, die auszufüllen nach seiner Meinung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die nun eine neue und eigene Seite anfangen [1]). Aber wenn Humboldt auch am gleichen Tage dasselbe tadelt, so ist doch im Druck ein deutlicher Unterschied zu bemerken zwischen dem ersten, der unter seiner und Michaelis' Aufsicht in Berlin gedruckt wurde, und ganz besonders dem zweiten, dessen Druck in Jena von Schiller selbst überwacht wurde und in dem kaum irgendwo ein freies Eckchen blieb: freilich standen da Epigramme genug zur Verfügung. Hatte Schiller doch beim ersten Almanach sogar aus den venetianischen Epigrammen — freilich ehe er sie noch gesehen hatte — wenigstens ‚mehrere Lieferungen machen' wollen, bis er

1) 5. October 1795 an Humboldt.

sie dann doch ‚abseits tat, eine Schranke zog und sie so zu sagen wie junge Ferklein in ein Kövchen allein sperrte'[1]). Einen noch schlimmeren epigrammatischen Anhang brachte ja dann der Xenienalmanach.

Daß Schiller selbst beim letzten Almanach die Folge der Stücke keineswegs nur dem Zufall überließ, zeigt etwa ein Brief an Gädicke in Weimar, der den letzten Jahrgang druckte[2]): ‚Die Gedichte werden in der Ordnung gedruckt, wie ich sie mit Bleistift numeriert. Die beiliegenden kleinen Gedichte Nro. X verteilen Sie selbst an diejenigen Stellen, wo noch leerer Platz übrig ist, weil ich dies nicht vorher bestimmen kann, und befolgen dabey die Ordnung die ich mit Zahlen angegeben'[3]). Hier mag einmal die Reihenfolge der ersten größeren Stücke des Almanachs angegeben werden, damit man sieht, was Schiller unter der ‚Rücksicht auf Varietät' meinte: ‚Alexanders Fest' von Kosegarten: ein Preis der Musik, des Gesanges; ‚Die sieben Wünsche', nach einem alten deutschen Liede von Herder: ein ‚Rundgesang'; Knebels ‚Stunden': eine Elegie; Schillers ‚Spruch des Confucius' vom Raume: ein philosophisch-moralisches Gedicht leichterer Art; der Preis der Kühnheit in Matthissons ‚Neuen Argonauten'; ‚Amor, der den Bogen spannt. Eine berühmte Statüe': Ottaverime von Herder — u. s. f. Wenn Körner[4]) meint, Conz' ‚Liebeszuruf' (im Almanach auf 1799) habe hinter Goethes Metamorphose der Pflanzen einen unglücklichen Platz, so mag man auch hier wieder die ‚Rücksicht auf Varietät' erkennen: das Stück bot eben Leuten, denen die von Goethe gereichte Kost zu

---

1) Caroline Schlegel an Luise Gotter 10. Februar 1796.

2) 24. September 1799.

3) Jonas' Annahme (Schillers Briefe 6, S. 457), die Gedichte Nro. X — von Herder — seien von ihm wohl bei der Korrektur mit andern Chiffern unterzeichnet worden, ist mindestens überflüssig: X wird doch wohl nicht die von Herder ursprünglich angegebene Chiffre gewesen sein.

4) An Schiller 27. Dezember 1798.

schwer war, eine kleine Herzstärkung. Einmal hat Körner sogar Schiller im Verdacht einer Schelmerei bei seiner Anordnung, wenn im selben Almanach hinter Matthissons ‚Sehnsucht nach Rom‘, ‚diesem stattlichen Herrn im Tressenrock‘, die ‚braune Hexe‘ — Goethes ‚Reue‘ aus den Müllerinliedern — auftritt. Ganz klar ist Schillers Absicht natürlich, wenn auf seine ‚Kraniche des Ibykus‘ unmittelbar Schlegels ‚Arion‘ folgt. Ob es gewisse kleine Widersprüche im Inhalt sind, oder nicht eher doch wieder das Streben, Abwechslung in die Folge der Gedichte zu bringen, weshalb Goethes Müllerinlieder sämtlich von einander getrennt sind, das mag man dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist Schillers Tendenz überall deutlich.

Ausstattung.

Daß die winzigen Sedezbändchen, als die unsre Musenalmanache sich darzustellen pflegten, auch eine vorteilhafte äußere Ausstattung empfahl, war selten der Fall. Ausnahmen gab es gewiß, und besonders war da neuerdings der reizend ausgestattete märkische ‚Kalender der Musen und Grazien‘, dessen Kupfer von Chodowiecki gezeichnet wurden, ‚das niedlichste und eleganteste kleine Taschenbuch, das jemals in Deutschland erschienen ist‘ (Wieland). Die Ausstattung der andern Almanache aber, besonders der beiden großen Vorgänger, des Göttinger und des Vossischen, hielt sich in den Kupfern, die man ihnen beizugeben pflegte, und in allem Übrigen ziemlich durchweg auf einer sehr mittleren Höhe, wenn sie diese überhaupt erreichte.

Was den künstlerischen Wert der Ausstattung betrifft, so schließt sich der Schillersche Almanach der Mehrzahl seiner Vorgänger etwa ebenbürtig an: gewiß steht er nicht tiefer, aber auch nicht, oder doch nicht viel höher. Als Vorzug freilich fällt es sofort auf, daß

anstelle des allzu winzigen Formates der älteren Almanache nun ein viel bequemeres recht passendes Duodezformat gewählt wurde. Aber sonst stand Schiller der bildenden Kunst doch innerlich zu fern, um sich namentlich der Kupfer besonders anzunehmen. Wenn auch hier die Ausstattung im Ganzen schon äußerlich einheitlicher war als bei den älteren Rivalen — wo etwa das Kupfer gelegentlich zugleich den Titel des Almanachs trug oder sich einem solchen gestochenen Titelblatt noch ein zweites Kupfer gegenüber befand — wenn ferner beim Schillerschen Almanach nie, wie das sonst wohl vorkam, dasselbe Kupfer sich in verschiedenen Jahrgängen wiederholte, so ist doch der künstlerische Wert der Kupfer an sich kaum größer. Am hübschesten von allen Schillerschen Almanachen überhaupt ist der erste ausgestattet, für den sich Michaelis alle Mühe gab, so daß Schiller noch Jahre später ‚die schöne lateinische Schrift' und des Berliner Kupferstechers Bolt ‚hübschen Apollokopf' rühmte; am bösesten der zweite, besonders in der ersten Auflage, wo zu Bolts entsetzlich verzeichnetem Titelkupfer, der ‚sehr miserablen' Terpsichore, die den Xeniengegnern recht wohl als wütende Mänade erscheinen konnte, und zu Goethes flüchtiger und dilettantischer Umschlagzeichnung [1]) noch das ebenfalls sehr miserable Papier kam, um Schiller den Unterschied von der Ausstattung des ersten Jahrgangs schmerzlich zu Bewußtsein zu bringen. Das Papier war in den folgenden Almanachen weit besser, die Sorge für die Zeichnung zu den Kupfern und zur Decke übernahmen vom dritten Jahrgang an Goethe und Heinrich Meyer; aber beide, Meyer kaum weniger als Goethe, waren doch als ausübende Künstler nur Dilettanten. So blieben die Kupfer, deren Zahl im letzten auf fünf ver-

---

1) ‚Die Decke, die Rapp in Stuttgart spät übernahm, wurde nicht fertig, so daß Goethe selbst ziemlich dilettantisch eine zeichnete (der Fehler SHILLERS ALMANACH FYR MDCCXCVII zeugt für die Eile)', Xenien 1796, hrsg. v. E. Schmidt und Suphan S. 224.

mehrt wurde, rechte Durchschnittsware, gut gemeint, aber schlecht gezeichnet, und mit den Umschlägen war auch nicht viel Staat zu machen.

Nicht der künstlerische Wert an sich ist es also, der der Ausstattung des Schillerschen Almanachs Interesse gibt, wohl aber die Tendenz, die in ihr zum Ausdruck kommt. Vielleicht mag man es schon mit der antikisierenden Richtung Goethes und Schillers in jenen Jahren in Zusammenhang bringen, wenn anstatt der bis dahin in Almanachen durchaus üblichen Frakturlettern nun Antiquatypen gewählt werden[1]; doch ist hier überhaupt unbedingt zuzugestehn, daß diese wirklich ‚recht passende kleine lateinische Schrift' an sich zum Druck einer Anthologie von Gedichten sehr angebracht ist — übrigens ist der Druck recht scharf und klar. Ganz deutlich aber wird der antikisierende Zug bei den Kupfern. Da ist gar kein Zusammenhang mit dem Rokoko mehr wie bei den Vorgängern, das ist eigentlich schon strenger Empirestil. Durchweg kommt in den Stichen ein Streben nach einfacher Anmut, nach reinen, klaren Linien zum Ausdruck. Nirgends findet sich ornamentales Geschnörkel, wie früher, nur einmal — im Almanach auf 1800 Kupfer No. V — Girlanden. Die ‚Schwestern von Lesbos' gaben rechte Gelegenheit zu Kupfern solcher Art: viel Landschaft, Bäume, Felsen, Meer mit antiken Gewandfiguren, wie ähnlich schon in den Titelkupfern früherer Jahrgänge: ein zeichnerischer Stil, der dasselbe *anstrebte*, was Goethe in Gedichten wie ‚Alexis und Dora' *erreicht* hatte.

Geringfügig erscheint es, was das Äußere des Schillerschen Almanachs vor dem seiner Vorgänger voraus hat. Und doch macht er selbst durch solche Kleinigkeiten wie das bequemere Format, die hübschen Antiqualettern, dann

1) Schiller an Humboldt 21. Aug. 95: ‚Ihnen überlasse ich es, ob lateinische oder deutsche Schrift zum Almanach genommen werden soll. Hätte Unger eine recht passende kleine lateinische Schrift, so würde ich dieselbe vorziehen' — freilich kaum zur Freude von Goethes Mutter.

aber durch die ganze Art der Ausstattung, die künstlerisch sicher nicht hoch steht, aber einheitlich und selbst stilvoll ist, einen hübscheren oder, wie man vielleicht eher sagen möchte, vornehmeren Eindruck als die Mehrzahl der älteren Rivalen. Das empfand man denn auch, und der Vossische Almanach übernahm 1797 das Duodezformat, die Antiquatypen und auch die Art der Kupfer von dem jüngeren Konkurrenten — ein Zeichen jedenfalls, daß der Schillersche Almanach auch in seiner Ausstattung als ein Fortschritt angesehen wurde.

Die Musikbeilagen.

Von jeher war es üblich, den Musenalmanachen eine Reihe von Musikbeilagen mitzugeben, und wie ihre Geschichte zugleich ein gut Stück Geschichte der deutschen Lyrik bedeutet, so spiegelt sich in ihnen doch auch etwas von der Geschichte der deutschen Liedkomposition im achtzehnten Jahrhundert wieder. Die eigentlichen Almanachskomponisten waren nun freilich nicht die Großen, die auch gelegentlich teilnahmen (Gluck für Klopstock), sondern Leute, die für uns längst nicht mehr in den vordersten Reihen stehen und deren Kompositionen heut vielfach vergessen sind, die aber manchmal grade wegen ihrer volkstümlichen Schlichtheit ihre Wirkung doch noch nicht ganz verloren haben. Hierhin gehört der Hauptkomponist des Vossischen Almanachs, der sehr begabte und liebenswürdige Johann Peter Abraham Schulz, und hierhin gehört auch der Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, der schon seit mehr als zwanzig Jahren den Göttinger Almanach und neuerdings auch den ‚Kalender der Musen und Grazien‘ mit seinen Kompositionen ausgestattet hatte; er war mit Schiller (nicht zu dessen Wohlgefallen) seit 1789 persönlich bekannt. Voß hatte kürzlich eigene Gedichte für die Horen mit Reichardti-

schen Kompositionen an Schiller geschickt, und Reichardt selbst sich durch Hufeland den Horen als Mitarbeiter angeboten: so lag es für Schiller nahe, sich um Kompositionen zum Almanach an ihn zu wenden. Als dann beim zweiten Jahrgang der Xenien wegen die Verbindung mit ihm aufgegeben werden mußte, wurde der musikalische Charakter des Almanachs dadurch wenig verändert. Denn Carl Friedrich Zelter, der an seine Stelle trat, gehört als Komponist durchaus derselben Richtung an: er war gerade damals zu Goethe in jene Beziehungen getreten, die dann zu der engen Altersfreundschaft der beiden führen sollten, und durch Goethes Vermittlung wurde er für den zweiten Almanach gewonnen. Und auch der Komponist, der zum Almanach auf 1798 mit Zelter zusammen eine größere Anzahl musikalischer Beiträge lieferte, Schillers Jugendfreund Johann Rudolph Zumsteeg, war ein Talent verwandter Art.

Das Erfreulichste hat von diesen drei Komponisten im Schillerschen Almanach wohl Zelter geleistet. Freilich an einem Gedicht wie ‚Der Gott und die Bajadere‘ mußte er natürlich scheitern, und wenn sich unter den Notenbeilagen zum Xenienalmanach Goethes ‚Mignon als Engel verkleidet‘ fand, so war der Gewinn für den Almanach nicht Zelters wenig bedeutende Komposition, sondern der Text, der ja im Almanach selbst nicht stand, weil Goethe ihn für den Wilhelm Meister brauchte: überhaupt findet sich unter Zelters Kompositionen manches Unbedeutende, Durchschnittliche. Aber bei Goethes Gedicht ‚An Mignon‘ hat er doch selbst den späteren Franz Schubert übertroffen, mit dem er auch bei Schillers ‚Elegie an Emma‘ nicht ganz unglücklich konkurriert. Zelters schon früher gedruckte Komposition des Liedes ‚Ich denke dein‘ von Friederike Brun war es auch, die Goethe entzückt und zu seiner ‚Nähe des Geliebten‘ veranlaßt hatte, und Reichardts neue Komposition, mit der das Lied nun im Schillerschen Almanach erschien, kommt dagegen nicht auf, obwohl sie keineswegs zu Reichardts Unbedeutend-

stem gehört und man ihr eine gewisse Innerlichkeit nicht absprechen wird. besonders wenn man damit vergleicht. wie etwa in Reichardts Komposition der ‚Macht des Gesanges' das Streben nach Charakteristik doch im Äußerlichen stecken geblieben ist. Überhaupt hat auch bei Reichardt die Mehrzahl der Kompositionen nicht viel zu bedeuten, so wenig wie Zumsteegs vier Lieder zum Besten des Komponisten gehören (Almanach auf 1798). Unter Reichardts Liedern mutet uns der ‚Frühling' der Sophie Mereau wohl am gelungensten an: er ist reicher als die meisten übrigen und entbehrt nicht eines gewissen Schwunges. Aber etwa bei ‚Meeresstille und glücklicher Fahrt' braucht man gar nicht an Beethoven und Schubert zu denken. um die Melodie als Ganzes (trotzdem es ihr im einzelnen nicht an Stimmung fehlt) doch ziemlich matt zu finden.

Für uns ist es nicht ganz leicht, diesen unserm Geschmack doch allzu einfachen und allzu primitiven Kompositionen gerecht zu werden; man fühlt sich bei ihnen geradezu an die Art der Kupferstiche des Schillerschen Musenalmanachs erinnert. Manchen stehn auch zu überlegene spätere Rivalen zur Seite. So mag man gerne das Urteil musikverständiger Zeitgenossen hören, zu denen freilich Schiller und doch auch Goethe kaum zu rechnen sind. Wenn Schiller Zelters Kompositionen des Mignonliedes (‚So laßt mich scheinen'), der ‚Musen und Grazien in der Mark'. besonders aber seines ‚Besuches' (‚Dithyrambe': ‚Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter') — was freilich Zelters Veranlagung recht entsprach — und aus dem Almanach auf 1798 ‚An Mignon' und — wie übrigens auch Goethe — den ‚Gott und die Bajadere' lobte. so ist das kein sehr wertvolles Zeugnis. Aber auch Karoline Humboldt, die ‚sich auf die Musik verstand', rühmte Reichardts ‚Meeresstille' und ‚Würde der Frauen', und der Unterschied an künstlerischem Werte ist bei den Musikbeilagen zu Schillers Almanach nicht so groß.

Wirklich lebendig geblieben ist von den Musikbeilagen der Schillerschen Almanache heut noch eine Melodie, die keinen von jenen drei Musikern von Beruf zum Verfasser hat, einer jener glücklichen Würfe, wie sie den Dilettanten manchmal über das wirkliche Talent hinaus bis in die unmittelbare Nähe des Genies tragen (wie wäre sonst manches Volkslied in Wort und Melodie möglich?): die Melodie des Reiterliedes aus dem Wallenstein von Cottas Compagnon, dem Kanzleiadvokaten Dr. Christian Jakob Zahn — eine von den Melodien, die ihrem Text so völlig gerecht werden und eine solche Einheit mit ihm bilden, daß wir uns das eine ohne das andere nicht mehr recht vorzustellen vermögen. Auch hier dürfen wir übrigens auf Goethes Urteil nicht zu viel geben, der die Melodie einen Gassenhauer nannte — das Wort war damals freilich nicht so arg gemeint —, von Zelter in seinem ungünstigen Urteil bestärkt. Zahn hätte auch zu den folgenden Almanachen gern noch Kompositionen beigetragen. Aber Schiller, dessen Interesse für Musik nie sehr lebendig war und dessen Teilnahme für den Almanach immer geringer wurde, ließ in den letzten beiden Jahrgängen die Musikbeilagen überhaupt fortfallen, ein Beispiel, dem dann die romantischen Almanache, von Schlegel und von Vermehren, folgten.

Fremde Hilfe.

Daß die Redaktion eines Musenalmanachs keine leichte Aufgabe war, hatten schon frühere Herausgeber, besonders Bürger, schmerzlich empfunden, und Schiller selbst hat sich ja mehrfach über die unendlichen Seccaturen beklagt, denen ihn dieser Berührungspunkt mit zwanzig oder dreißig Versemachern Deutschlands aussetze[1]). Da war

1) Ein hübsches Bild der Tätigkeit eines Almanachherausgebers

es eine Erleichterung, wenn sich mehrere Redacteure in die Herausgabe eines Almanachs teilten, wie das schon bei den ersten Göttinger Almanachen zwischen Boie und Gotter der Fall gewesen war. Später hatten Voß und Goeckingk zehn Jahrgänge des Hamburger Almanachs gemeinsam herausgegeben, Bürger war bei den letzten Jahrgängen seines Almanachs schon von seinem späteren Nachfolger Karl Reinhard unterstützt worden, und gleich nach dem Schillerschen Almanach finden wir ja bei dem Almanach der älteren Romantiker die Arbeitsteilung zwischen Wilhelm Schlegel und dem lässigen Tieck. Von der Hilfe nun, die Schiller bei seinem Almanach von befreundeter Seite zu teil wurde, war schon öfter die Rede, auch von der ausgiebigsten, die er erfuhr, der Wilhelm von Humboldts beim ersten Jahrgang. Humboldt war es gewesen, der Schiller schon den Verleger Michaelis zuführte, dann besorgte er im September 1794 in Jena, während Schiller zum erstenmal bei Goethe weilte, Woltmanns Gedichte [1], warb später in Berlin bei Ramler, Goeckingk, F. L. W. Meyer für den Almanach [2] und überwachte schließlich dort vor allem den Druck. Jede Manuskriptsendung Schillers zum Almanach ging durch seine Hände, und wie Schiller selbst auf seinen Rat nachträgliche Korrekturen in eigenen Gedichten vornahm, so verbessert Humboldt Kleinigkeiten in fremden Gedichten selbst, er erhält für Einteilung und Anordnung volle Freiheit [3], auf seinen Rat werden Stücke von Neuffer und Haug gestrichen [4], und bei einer Reihe von Gedichten wird ihm überhaupt freigestellt, sie je nach dem Bedürfnis

---

aus späterer Zeit gibt Gaudys Gedicht bei Kossmann, Der deutsche Musenalmanach 1833—39, S. 237 f.

1) Humboldt an Schiller 22. Sept. 94.

2) Humboldt an Schiller 17. und 28. Juli und 15. Aug. 95.

3) Humboldt an Schiller 25. Aug. 95. — Schiller an Humboldt 7. Sept. 95.

4) Humboldt an Schiller 2. Oct. 95 und 18. Aug. 95.

des Raumes einzurücken oder wegzulassen [1]). Ja es scheint sogar, als sei Schiller durch Humboldts Bitte für sein ‚adoptiertes Kind', den zeitweilig zu Gunsten der Horen etwas geplünderten Almanach, zur Produktion angeregt worden und habe so besonders den ‚Abend' und das Schlußgedicht verfaßt [2]). Humboldts Hilfe erstreckte sich bis auf die Orthographie, so daß Schiller mit Recht an Reichardt schreiben konnte, Humboldt ‚habe die Besorgung seines Almanachs übernommen' [3]). Da er den Druck in Tegel nicht selbst unmittelbar überwachen konnte [4]) und der von F. L. W. Meyer empfohlene Korrektor Tilly sich als ‚zwar ziemlich genau, aber entweder sehr ängstlich oder sehr einfältig' erwies [5]), wurde jeder Bogen nach der zweiten Korrektur noch einmal zur Revision an Humboldt auf sein Gut geschickt.

Wenn man dagegen öfter erwähnt findet, auch F. L. W. Meyer sei an der Korrektur des ersten Almanachs beteiligt gewesen, so trifft das nicht zu. Zwar hatte ihn Humboldt als Korrektor in Aussicht genommen [6]), und auch Schiller selbst wandte sich an ihn mit der Bitte, nach Humboldts Abreise von Berlin — die eigentlich für den 1. October 1795 geplant war — sich die letzten Korrekturen zeigen zu lassen und in strittigen Fällen, wo nur ein dichterisches Gefühl sich zurechtfinden könne, selbst zu entscheiden [7]). Aber es kam nicht dazu, da Humboldt der schweren Krankheit seiner Mutter wegen

---

1) Humboldt an Schiller 31. August 1795.

2) Humboldt an Schiller 2. Oktober 1795. Die Veranlassung zu Schillers ‚Abend' möchte ich in Humboldts Brief vom 31. August 1795 sehen: ‚Fast möchte ich, Sie machten noch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmaaßen wie die Klopstockischen und Horazischen sind'.

3) 28. August 1795.

4) Humboldt an Schiller 15. September 95.

5) Humboldt an Schiller 22. und 28. Sept. 95.

6) Humboldt an Schiller 22. Sept. 95.

7) 14. Sept. 95.

die Abreise aufgeben mußte, während anderseits Meyer selbst um jene Zeit verreist war[1]).

Daß Körner und andere gelegentlich zwischen Schiller und einem in Aussicht genommenen Mitarbeiter vermittelten (Cotta zog, zunächst für die Horen, Pfeffel heran), wurde schon gesagt. Goethe trug nicht nur Sorge dafür, daß Schlegel dem Almanach trotz des Bruches mit Schiller nicht entzogen wurde, sondern verschaffte gemeinsam mit Heinrich Meyer dem letzten Jahrgang auch Herders Beiträge, dessen Beziehungen zu Schiller ja auch nicht ungetrübt geblieben waren[2]). Aber damit ist Goethes Hilfe nicht erschöpft, auch wenn man seine und Heinrich Meyers Sorge für die Ausstattung hinzunimmt. Wie er an Schillers eignen Produktionen für den Almanach tätigen Anteil hat, so unterwirft Schiller auch fremde Gedichte, denen gegenüber er das eigne Urteil nicht sicher glaubt (Hölderlins ‚An den Äther' und ‚Wanderer'[3]) oder ein Gedicht von Gries[4])) seiner Kritik. Und beim letzten Almanach nimmt Goethe nicht nur als Redactor ‚durch guten Rat Anteil' an den ‚Schwestern von Lesbos'[5]), sondern kümmert sich sogar wie Humboldt beim ersten Almanach um den diesmal in Weimar stattfindenden Druck[6]) — nur daß dieser inzwischen für Schiller selbst und damit für Goethe etwas viel Gleichgültigeres geworden war[7]).

1) Humboldt an Schiller 22. September, 2. und 5. October.

2) Heinrich Meyer an Goethe 20. Sept. 1799 (Urlichs, Briefe an Schiller S. 223); Schiller an Goethe 21. Sept. 99.

3) 27. Juni 97 Schiller an Goethe und Goethes Antwort 28. Juni.

4) 13. Juli 98 Schiller an Goethe und Goethes Antwort 14. Juli.

5) Annalen zum Jahr 1799; Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller.

6) Schiller an Goethe 24. Juli 99 und 12. Aug. 99, Goethe an Schiller 14. Aug.

7) Unterstützungen geringfügigerer Natur, wenn etwa Zelter beim zweiten Almanach für den Druck der Musik Sorge trägt oder Herder gelegentlich auf Druckfehler in den Korrekturbogen aufmerksam macht (1. Marbacher Schillerbuch S. 535), können hier nicht alle aufgezählt werden.

Anhang. Humboldts Kritik an Schillerschen Gedichten.

Neben der Unterstützung, die Schiller von Humboldt bei der Herausgabe des Almanachs erfahren hat, soll doch auch hier seine Teilnahme an Schillers eigener Produktion nicht ganz übergangen werden. Im Einzelnen besonders hat Schiller seiner Kritik vieles zu verdanken. Er überwacht, öfters gar zu engherzig vom Standpunkte des klassischen Philologen aus, manchmal selbst kleinlich und mitunter ohne zu beachten, daß Schiller bei den Unregelmäßigkeiten seiner Verse besondere Absichten gehabt hat, vielfach aber doch so, daß Schiller die Notwendigkeit einer Änderung einsah, die Metrik in Schillers Hexametern und Distichen, die Quantität der Silben und die Cäsuren; oder auf seine Bemerkung, daß es nicht angehe, im Pentameter ein Bild anzufangen und im Hexameter zu vollenden, weil der Pentameter zu eng zum Hexameter gehöre[1]), schiebt Schiller zwei Zeilen — die jetzige vierte und fünfte — in den ‚Tanz' ein. Humboldt spürt überstreng die Hiate auf und schlägt Schiller in den ‚Würden' anstatt ‚Aber die Welle entführt den Strom' die Apostrophierung ‚Aber die Well' entführt' vor — im graden Gegensatz etwa zu Theodor Storm, der in der richtigen Erkenntnis, daß im Deutschen in solchem Falle eine Apostrophierung weit fataler ist als ein Hiat, in seinem ‚Hausbuch' umgekehrt die Geibelsche Zeile ‚Deutet die Mus' es aus' in ‚Deutet die Muse es aus' änderte[2]). Humboldt achtet auf die Reinheit der Reime und behält für unser Gehör Schiller gegenüber Recht, wenn er im ‚Reich der Schatten' Reime wie: Sklave—

1) Humboldt an Schiller 18. August 1795.

2) Schiller selbst druckte im Almanach erst ‚Aber die Welle flieht mit dem Strom', kam aber später auf das Humboldtische ‚Aber die Well' entführet' zurück.

strafe oder Nerve—unterwerfe tadelt. Er moniert gezwungene Reime wie die seltene Namensform ‚Dis' in der zweiten Strophe der ‚Klage der Ceres': ‚Oder wars der schwarze Dis' — offenbar nach ‚Hast du Zeus, sie mir entrissen' (Reimwort vermutlich ‚Finsternis') — der Vers scheint ihm auch sonst ‚durch das Zusammentreffen konsonantenreicher und einsilbiger Wörter ein wenig hart'; ebenso möchte er im ‚Reich der Schatten' Worte wie traur'ger, styg'schen, acherontscher streichen — und der klassische Philologe veranlaßt Schiller, aus der ‚Macht des Gesanges' den seltenen, fatalen Namen ‚Mören' für die Parzen zu streichen. Auch sonst wendet er sich gegen ungebräuchliche oder nicht recht passende Wörter: ihm verdanken wir es, daß Schiller in den ‚Idealen' (offenbar in der jetzigen siebenten Strophe) für ‚Minne' ‚Liebe' gesetzt hat. Oder er tadelt das Epitheton der ‚türmende' Mast: ‚Beim Mast ist das in die Augen fallende die Höhe. Beim Thurm mehr die Masse' — Schiller ändert das ‚türmend' in ‚ragend'. Naturwissenschaftliche Gründe sogar können Humboldt bestimmen, wenn er im ‚Taucher' — erfolglos — die Salamander und Molche vom Grunde des Meeres entfernt wissen will: ‚Sie sind zwar Amphibien, wohnen indeß nie in der Tiefe und mehr in Sümpfen. Mit den Drachen kann man schon liberaler umgehn, da sie mehr ein Geschöpf der Fabel und der Phantasie sind'. Leichter verstehn wir es, wenn der Verfasser des Aufsatzes über den geistigen Geschlechtsunterschied von zwei ihm zur Auswahl gesandten Fassungen des Anfangs der ‚Würde der Frauen' die Lesart ‚Sicher in ihren bewahrenden Händen *Ruht, was die Männer mit Leichtsinn verschwenden*' wählt: ‚Es ist ein zu charakteristischer Geschlechtsunterschied' [1].

---

1) Vgl. auch Düntzer: Ältere Lesarten in Schillers ‚Macht des Gesanges', Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte V, S. 491f.

III.

Die Mitarbeiter.

Der Charakter der Schillerschen Musenalmanache wird im Wesentlichen durchaus, wie das natürlich von vornherein die Absicht des Herausgebers gewesen war, durch die Beiträge Goethes und Schillers bestimmt. Ganz äußerlich mögen das einmal ein paar Zahlen beweisen:
von den 260 Seiten des Almanachs auf 1796 nehmen Goethes und Schillers Beiträge etwa 210 ein:
von den 302 Seiten des Xenienalmanachs gegen 200:
von den 318 Seiten des Balladenalmanachs über 110:
von den 247 Seiten des Almanachs auf 1799 über 100.

Wollte man eine Gruppierung der Almanache nach den Mitarbeitern versuchen, so fällt also der letzte Almanach, wo Goethe fehlt und Schiller nur das Lied von der Glocke und zwei kurze Gedichte (noch nicht 30 Seiten von 264) gibt, ganz aus der Reihe. Wenn der Anteil Goethes und Schillers an den ersten beiden Almanachen wesentlich stärker ist als an den beiden folgenden, so rührt das von den großen zusammenhängenden Gruppen der venetianischen Epigramme und der Xenien her.

Aber nicht nur, weil sie zuletzt diese nicht jedem erwünschten Zugaben bringen, gehören die ersten beiden Almanache gegenüber den beiden folgenden enger zusammen: wie schon früher darauf hingewiesen wurde, daß in den Almanachen auf 1798 und 99 die Übersetzungen aus modernen Sprachen zurückgedrängt werden oder ganz verschwinden, anderseits die größeren Gattungen in antiker Form immer stärker hervortreten, so haben im Zusammenhang damit die ersten beiden Jahrgänge ihren Nachfolgern gegenüber eine Reihe von Mitarbeitern gemeinsam, die für ihren Charakter doch nicht ganz bedeutungslos sind: auf der einen Seite vor allen Herder,

der sich erst im Almanach auf 1800 wieder einstellt, auf der andern Kosegarten, der freilich auch 1800 wiederkehrt, Langbein, F. L. W. Meyer, Neuffer und Woltmann, alle also Beiträger des Bürgerschen Almanachs, den Schiller eigentlich hatte fortsetzen wollen. Überhaupt sind die Mitarbeiter der beiden Almanache im Ganzen dieselben; von solchen, die im ersten etwas stärker vertreten waren, fehlt im folgenden nur Haug, außerdem Hölderlin, von dem Schiller ja nur ein Gedicht aufgenommen hatte, Lappe und Reinwald; dafür treten im Xenienalmanach — abgesehen von dem indifferenten Friedrich von Örtel — zuerst Matthisson (allerdings nur mit zwei Gedichten) und Steigentesch zu den Beiträgern hinzu, beide von nun an treue Mitarbeiter, die in keinem Jahrgang mehr fehlen. Gemeinsam sind diesen ersten Almanachen außer dem Herausgeber, Goethe und den schon Genannten noch Conz, Sophie Mereau, Pfeffel und Wilhelm Schlegel.

Einen wesentlich andern Anblick bieten die Almanache auf 1798 und 99, die wieder zusammengehören. Trotzdem jene sechs ausgeschieden sind, hat sich die Zahl der Mitarbeiter vermehrt: jüngere Dichter, die vielfach durch den Schillerschen Almanach zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgestellt werden, halten ihren Einzug. Freilich zumeist sind es wenig bedeutende Talente, und für den Charakter des Almanachs macht es wenig aus, ob sie Brinckmann, Cordes, Jägle, Keller, K. L. M. Müller, Siegfried Schmidt heißen wie im Balladenalmanach, oder Bürde, Eschen, K. M. Hirth, Kochen, Nöller, Thilo, Vermehren wie im folgenden — im Almanach auf 1798 steht auch eine Übersetzung Wilhelm von Humboldts. Bedeutungsvoller ist jedenfalls die zunehmende Teilnahme der Romantiker: beim Almanach auf 1798 mag man wohl von einer gewissen Aristie Wilhelm Schlegels reden, sein Schüler Gries erscheint hier zuerst und bleibt von nun an dem Almanach treu, 1799 findet sich Tieck ein. In beiden Almanachen erscheint Hölderlin. Sonst sind es

von neu hinzukommenden Talenten nur drei Frauen, die in beiden Almanachen vertreten sind und eine größere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: Luise Brachmann, Friederike Brun, Amalie von Imhoff. Im Balladenalmanach taucht Boie auf, und Goethe steuert zwei Dichtungen aus Lenzens Nachlaß bei, von den Mitarbeitern der ersten Jahrgänge schwindet im Almanach auf 1799 auch Pfeffel. Dem letzten fehlen außer Goethe noch einige Namen, die bisher in jedem zu finden gewesen waren: Conz, Sophie Mereau, Wilhelm Schlegel — der damals schon ernsthafter an die Herausgabe eines eignen Almanachs gedacht haben mag[1] —: es bleiben außer Schiller Amalie von Imhoff, Gries, Matthisson, Steigentesch; von den Beiträgern der ersten Jahrgänge sind Herder und Kosegarten wieder beteiligt, ganz neu taucht — kein Ersatz für Goethe! — Knebels Name auf.

Von den Mitarbeitern des Schillerschen Musenalmanachs waren nur Herder, Knebel, Boie, Pfeffel und Reinwald älter als Goethe, der literarischen Stellung nach aber gehörten viel mehr einer früheren Epoche an. In den ersten beiden Almanachen überwiegt die Zahl der Vertreter älterer Tradition durchaus. Zumeist handelt es sich um Dichter, die schon an den älteren Musenalmanachen beteiligt waren. Der Veteran unter ihnen war Schillers philiströser Schwager Reinwald, der schon im zweiten Göttinger Musenalmanach vertreten gewesen war. Pfeffel, der zu den Beiträgern des folgenden Jahrgangs gehört hatte, war dann eine Stütze des Vossischen Almanachs geworden, ohne im Bürgerschen ganz zu fehlen. Auch Matthissons Tätigkeit hatte wesentlich dem Vossischen Almanach angehört, nur gelegentlich war sein Name auch bei Bürger aufgetaucht. Umgekehrt waren Conz, Haug und F. L. W. Meyer Mitarbeiter beider

1) Sophie Mereau trat für die Herausgabe des letzten Göttinger Almanachs erst 1802 mit Dieterich in Verbindung und war ja auch an beiden Jahrgängen des Vermehrenschen Almanachs beteiligt.

Almanache, vorzüglich aber des Bürgerschen gewesen, an dem Kosegarten, Langbein, Lappe, Neuffer und Woltmann — abgesehen von Wilhelm Schlegel, der nicht in diesen Zusammenhang gehört — ausschließlich beteiligt waren, Neuffer freilich außerdem wie Conz und Haug — und auch wie Hölderlin, dessen Name aber auf einem andern Blatt steht — dem Kreise des schwäbischen Almanachs angehörig.

Im Almanach auf 1798 erscheinen dann noch ein paar Nachzügler dieser ältern Dichter: Boie, der Begründer des ersten deutschen Musenalmanachs und bis in die letzten Jahre ein treuer Mitarbeiter seines Schwagers Voß — der ja selbst an den Horen beteiligt war — und Friederike Brun, wie ihr Freund Matthisson weit überwiegend am Vossischen und nur vereinzelt am Bürgerschen Almanach beteiligt; 1799 kommt noch Bürde hinzu, ein alter Mitarbeiter des Hamburger Almanachs noch unter Vossens und Goeckingks Leitung und auch später ihm treu, und 1800 schließlich Knebel, wie Reinwald schon am Göttinger Almanach auf 1771 beteiligt.

Der bedeutendste dieser älteren Gruppe — denn von den paar glatten Beiträgen *Boies* darf man absehen — ist ohne Zweifel *Friedrich von Matthisson.*

Die dritte Auflage der Gedichte des damals Dreiunddreißigjährigen hatte Schiller 1794 in jener bekannten Rezension in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung wohl nicht ganz ohne Rücksicht darauf, daß er ihn zur Mitarbeit an den Horen und am Almanach brauchte, mit gewiß stark übertriebenem, aber doch nicht so völlig unverdientem Lobe dieser ‚etwas blassen und einförmigen aber nicht selten in ihrer Art vollendeten Versgebilde' (Adolf Frey) gewürdigt. Aber auf dem Felde, das Schiller damals als die Domäne des Dichters fast ausschließlich ins Auge gefaßt hatte, dem der lyrisch-elegischen Naturschilderung, hat Matthisson für den Almanach keine Nachlese mehr gehalten, und auch sonst trifft es auf viele seiner Beiträge zu, wenn Amalie von Imhoff im Mai 1798

mit der Übersendung seiner Gedichte für den nächsten Almanach an Schiller schreibt, die Gedichte zeigten wenig, woran man ihn gern erkennen möchte[1]: jedenfalls entdecken viele, matt und verschwommen, mehr seine Schwäche als seine Stärke. die eigentliche Blütezeit seiner Lyrik lag ja auch hinter ihm. Doch verdienen einige unter ihnen Auszeichnung: die besten — ‚Tibur‘, der doch wohl von Goethe wie von Körner unterschätzte ‚Hexenfund‘, ‚Die Elementargeister‘, der Anfang und sonst ein paar ‚Strophen der Sehnsucht‘ nach Rom (‚Hoch sey der hehre Tag gefeiert‘) — bringt der Almanach auf 1799, und noch im letzten Jahrgang ist der Preis der Kühnheit in den — freilich, wie so oft bei Matthisson, zu langen — ‚Neuen Argonauten‘ jedenfalls besser gelungen, als man vielleicht dem etwas schwächlichen Sänger zutrauen möchte[2]. Aber auch ein Gedicht wie der balladenhafte ‚Hexenfund‘ zeigt, daß es durchaus nicht immer angeht, von der ‚Zartheit der Matthissonschen Phrase‘ (Goedeke) zu reden, sondern daß sich die im Ganzen sehr sorgfältig gepflegte, in ihrer Art unleugbar schöne und originelle Sprache des Dichters doch auch zu wirklicher Kraft und Energie des Ausdrucks steigern kann. Überhaupt zeigen Matthissons Beiträge zum Schillerschen Almanach gegenüber dem herkömmlichen Bild des Dichters manche nicht geläufige neue Züge: der Humor der ‚Elementargeister‘ etwa ist echt und graziös[3]. Ein so triviales Epigramm wie ‚Stummes Dulden‘ freilich zeigt nur wieder,

1) Henriette von Bissing, Amalie v. Helvig S. 27.

2) Über die ‚Sehnsucht nach Rom‘ und den ‚Neuen Pygmalion‘: A. W. Schlegel: Matthisson, Voß und F. W. A. Schmidt (Athenäum 1800 u. sämtliche Werke XII, 65). Auch Wilhelm v. Humboldt stellt Matthissons Gedicht viel niedriger als sein Gedicht ‚Rom‘ und Schlegels Elegie (A. Laquiante, G. de Humboldt et Caroline de Humboldt. Lettres à G. Schweighaeuser S. 159, 160).

3) Sind die ‚Elementargeister‘ vielleicht von Maler Müllers 1775 in der Mannheimer Zeitschrift ‚Die Schreibtafel‘ erschienenen Gedichte ‚An den Frühling‘ beeinflußt?

daß Matthisson kein selbständiger, origineller Kopf gewesen ist. Aber fehlt seiner Dichtung auch alles Elementare, Hinreißende, unmittelbar und ursprünglich Wirkende, so beweisen doch auch seine Beiträge zum Schillerschen Almanach eine reife, mit voller Bewußtheit und Berechnung durchbildende Künstlerschaft, die, freilich mehr aufs Einzelne ausgehend, still bosselt und bastelt und sich nicht leicht genug tut. Schon Schiller hatte in seiner Rezension bemerkt, daß Matthisson mit dem Gedicht ‚Der Genfer See' bereits die dritte Veränderung vorgenommen habe. Jetzt folgt noch in demselben Monat, in dem Amalie von Imhoff Schiller seine Beiträge geschickt hatte, ein Brief Matthissons [1]): ‚Die Elementargeister bitte ich nach beikommender Abschrift und nicht nach der von Frl. Imhoff Ihnen mitgetheilten abdrucken zu lassen'. Selbst der Titel eines Gedichts beunruhigt ihn: ‚Das Gedicht die Geisterbeschwörung bitte ich umzutaufen und ihm den Titel: Hexenfund zu geben' — später wurde es ‚Zauberlied' genannt. Und ganz bezeichnend für die zierliche Pedanterie des Künstlers, wie sie solchen Specialisten der Naturbeschreibung, von Gessner bis hin zu dem bedeutendsten, zu Adalbert Stifter, öfters eignet, ist doch auch folgendes ‚NB. Für den Sezer oder Abschreiber' am Rande des Manuskripts der ‚Erdgeister' [2]): ‚Die Zeilen der ersten drei Strofen, die durch ein Versehen nicht richtig eingerückt sind, müßen genau so gestellt werden, wie die in der letzten Strofe. Auch wäre es gut, wenn das Gedicht, grade so wie es hier geschrieben ist, auf 4 Seiten gedruckt werden könnte'. Ein andermal läßt Matthisson Schiller durch Cotta bitten, ihm sein Gedichtmanuskript zurückzusenden, damit er noch umarbeiten könne, was des Druckes wert sei: so wie die Sachen seien, sollten sie nicht ins Publikum [3]). Mit

1) Matthisson an Schiller 29. Mai 1798.

2) Im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv. Im Druck des Almanachs übrigens nicht befolgt.

3) Cotta an Schiller 1. Juni 1800.

der gleichen Selbstkritik hat Matthisson in den letzten Ausgaben seiner Werke, wo er nur die Gedichte aufnahm, ‚über deren Gehalt unpartheyische Kennerurtheile vortheilhaft entschieden hatten, oder auch solche, die durch Melodien trefflicher Meister dem Publikum lieb geworden waren‘, von den vierzehn im Schillerschen Almanach veröffentlichten Gedichten drei (An die Nymphen, Weissagung, Der neue Pygmalion aus dem Almanach auf 1799) unterdrückt und die ‚Sehnsucht nach Rom‘ von zweiundvierzig Strophen auf fünfundzwanzig, den ‚Hexenfund‘ um eine Strophe reduziert, während er dem ‚Trost des Edeln‘ (1798) (später ‚Der Fremdling‘) zwei und den sehr im Klopstockschen Geiste gehaltenen ‚Schatten‘, als ob er Körners briefliche Kritik [1]) geahnt hätte, eine Strophe hinzufügte [2]).

Matthissons Art hat in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen etwas Weibliches, und wie er vorzugsweise der Lieblingsdichter von Frauen, auch des Fräuleins Charlotte von Lengefeld, geworden war — ‚die Empfindsamen wollen finden, daß die Nachtigallen seitdem schöner schlagen‘, schreibt Amalie v. Imhoff einmal an Fritz von Stein nach Matthissons Durchreise durch Weimar [3]) — so wirkte sein Einfluß auch besonders auf

1) An Schiller 27. December 1798.

2) Daß der junge Hölderlin Matthissons Einfluß erfuhr, ist bekannt. Eine Strophe von Matthissons ‚Die (höchste) Weihe‘ (Alm. auf 1797) — einem seiner besseren Stücke:

Stet, wie Vestas Flamme, lodert,
Trotz der Erdenstürme Wuth,
Bis die schwarze Bark ihn fodert
Seines Geistes reine Glut

scheint zunächst von Hölderlins 1793 in Schillers ‚Neuer Thalia‘ veröffentlichtem Gedicht ‚Griechenland‘ mit den Versen

Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Brust

entlehnt; doch hat Hölderlin seinerseits das Bild aus Matthissons ‚Genfer See‘:

Beglückt, wem Glaube der Unsterblichkeit,
Wie Vestas Glut, in reinem Herzen lodert.

3) September 1794.

dichtende Frauen — zum Teil gewiß verhängnisvoll, auf die Weitschweifigkeit vor allem, zum Teil sicher auch günstig, auf die Sauberkeit der Detailarbeit, wie das manche Gedichte der Sophie Mereau zeigen. Wenn freilich sein Einfluß auf eine so wenig ausgeprägte dichterische Eigenart stieß wie bei seiner Freundin *Friederike Brun*, so kamen einfach matte Kopien seiner Art heraus, Nachahmungen, denen jeder eigene Ton abging. Ihre ersten beiden Beiträge, im Almanach auf 1798, ‚Lied auf dem Rigiberg gesungen' und ‚Terracina' — beide mit Fußnoten über ihr Lokal — zeigen schon im Titel, daß die Verfasserin hier ihrem Vorbild auf sein Hauptrevier, das Feld der lyrischen Naturbeschreibung, folgt; Körner hat die Gedichte treffend poetische Landkarten genannt [1]). Und auch in ihren beiden Beiträgen zum folgenden Almanach kann die immerhin auch hier anzuerkennende sorgfältige, und geschickte Mache den völligen Mangel an eigenem poetischen Talent nicht verdecken. Das beste Geschenk, das sie dem Almanach machte, war jedenfalls Goethes ‚Nähe des Geliebten', das durch ihr übrigens seinerseits wieder von Matthissons ‚Adelaide' und verwandten, auch Höltyschen Gedichten angeregtes ‚Ich denke dein' — mehr freilich wohl noch durch Zelters Komposition — veranlaßt wurde.

Wenn Matthisson selbst im ersten Almanach noch fehlte, so war doch sein Einfluß vielfach zu spüren: bei Sophie Mereau, bei Woltmann, am stärksten bei dem Schwaben *Ludwig Neuffer*, unter dessen ‚Mondscheingemälde' — schon der Name zeigt die literarische Abstammung und Matthissons Gedicht dieses Namens hatte bereits Schillers Rezension hervorgehoben — Herder gradezu Matthissons Namen vermutete, der auch Humboldt nicht überrascht hätte. Doch könnte man außerdem, besonders bei der letzten Strophe, vielleicht schon an eine Einwirkung des Freundes Hölderlin mit dem ‚Gott der

1) 25. Dezember 1797 an Schiller.

Jugend' denken, mit dem zusammen Neuffers Gedicht an Schiller abging. Jedenfalls ist das ,Mondscheingemälde' wie der ,Sonnenuntergang im Walde' im nächsten Jahrgang vielleicht matthissonischer als irgend etwas, was der Schillersche Almanach von Matthisson bringt, und unter Matthissons Gedichten würden beide keine schlechte Figur machen. Den Stücken der Friederike Brun sind sie an Natürlichkeit, Bewegung und Wärme weit überlegen.

Wie Neuffer in Schillers ,Neuer Thalia' mit einer Übersetzung des siebenten Buchs der Äneide debütiert hatte, so ging auch ein anderer, älterer Schwabe, Philologe und Theologe wie Neuffer, Schillers Jugendfreund *Karl Philipp Conz* in Oden und Epigrammen von der Antike aus. Er gehört ganz und gar zu jenem Typus, den Mörike im ,Schul-Schmäcklein' meint:

> — seinen Versen merkt man an,
> Daß der Verfasser lateinisch kann
> Und schnupft.

Im Ganzen haben seine Beiträge doch etwas Dürres, Trockenes, Hölzernes, Zusammengeleimtes; wenn Goethe das Gedicht ,Die Musen' im Almanach auf 1797 ,nur gute Prosa' nennt [1]), so trifft das mehr oder minder auf alle zu. Später urteilte Justinus Kerner ganz richtig über seinen Gönner [2]): ,Seine Gedichte trugen neben großer Korrektheit doch oft sehr die Farben und Töne der verschiedensten Dichter des Altertums und der Neuzeit, die er emsig las und vielfach kritisierte, an sich'. Wie Neuffers ,Mondscheingemälde' die Geliebte Cidli nennt, so steht auch Conz unter Klopstocks Einfluß, Matthisson ist nicht ohne Wirkung geblieben (,Abendphantasie' im Almanach auf 1798), ein Gedicht wie ,Der Hain der Eumeniden' (Alm. auf 1796) — wohl das beste — ist

1) Goethe an Schiller 13. August 1796.

2) Bilderbuch aus meiner Knabenzeit: Der Dichter Conz (Gaismaiers Ausg. IV, S. 203).

gewiß ein Nachklang von Goethes Iphigenie, und im Einzelnen glaubt man auch sonst manche Nachwirkungen zu spüren. Am stärksten und entscheidendsten hat aber doch Schiller auf Conz gewirkt; wie er etwa dessen ‚Ideale' in seiner ‚Jugendzeit' mit einer gewiß nicht bös gemeinten, aber eigentlich doch unglaublichen naiven Unverschämtheit verballhornt hat, so erkannte schon Körner[1], daß Conz' Epigramm ‚Das Kind' (1797) von Schiller entlehnt sei, und Schiller selbst, daß er in seinem ‚Liebeszuruf' (1799) einfach das ‚Geheimnis' kopiert habe[2].

Wesentlich ausgeprägtere Züge persönlicher Eigenart zeigt da von Schillers schwäbischen Jugendfreunden doch *Friedrich Haug*, der zu Schiller wie zu Matthisson mehr in Beziehungen rein persönlicher Art als in einem Verhältnis literarischer Abhängigkeit stand. Der spätere Gegner der schwäbischen Romantik war ein kluger Kopf, ein außerordentlich witziger, scharf pointierender Epigrammatiker, der nach Wolfgang Menzels Bericht seine besten Witze, die cynischen, noch nicht einmal drucken ließ, unter den Vertretern jener älteren, in den früheren Almanachen so gepflegten Gattung des Epigramms wohl der fruchtbarste und beste. Als Nachdichter etwa Petrarcas (im ersten Almanach) war er freilich trotz der geschickten Versifizierung weniger am Platz und in seinem Bemühen um die Wiedererweckung des deutschen Minnesangs mehr durch die damals übrigens doch recht verbreitete Tendenz als durch seine eigenen Übersetzungsversuche verdienstlich, wenn er etwa in des Kristan von Hamle ‚Wunneclîchen sol man schouwen' (1796), sich übrigens nicht mit bequemer wörtlicher Übertragung begnügend, sondern frei nachdichtend, die vierte und eigentlich hübscheste Strophe des Originals — aus Gründen der Moral und des Anstandes? — fortläßt[3]. Für die Art des Epi-

1) 11. Oct. 1796 an Schiller.

2) Schiller an Goethe 31. Aug. 1798.

3) Schiller wird sie kaum gestrichen haben; in Haugs Gedichten fehlt sie auch.

gramms, wie er sie vorzugsweise pflegte, war ja im Schillerschen Almanach kaum noch Raum; trotzdem ist die geringe Beteiligung des sehr produktiven Mannes — nur der erste Jahrgang bringt außer den beiden genannten Übertragungen drei geschickt antithetisch gefaßte Epigramme — nicht recht erklärlich. Auch mit einer oder der andern poetischen Erzählung sähe man ihn gern vertreten; Schiller wußte wohl recht gut, warum er den Freund grade um solche Stücke für den Almanach bat.

Für solche Belletristik in Versen sorgten wenigstens in den ersten Jahrgängen der alte blinde *Pfeffel*[1]) und der Dresdener Kanzlist *August Friedrich Ernst Langbein*[2]). Nur eine nicht sehr erquickliche Tierfabel (‚Die Hunde' — Alm. auf 1798) steuerte der Kolmarer Fabeldichter bei, sonst fehlt die Fabelgattung dem Schillerschen Almanach völlig. Von den beiden andern im Almanach veröffentlichten poetischen Erzählungen zeigt die eine ‚Die zwei Verdammten' (1796) — nach einer im Almanach des Muses für 1776 veröffentlichten französischen Verserzählung ‚Le double aveu' von Fréron — daß es ihm nicht darauf ankam, gelegentlich auch ein heikles Anekdötchen in seine glatten Verse zu bringen, wenn es nur seine Wirkung tat. Eine gewisse Engbrüstigkeit und Gedrücktheit, die er mit seinem Vorbilde Gellert teilt, gibt Körner Recht, wenn er urteilt, in Pfeffels Fabeln sei die Poesie fast größtenteils nur Mittel, um einer gewissen Bitterkeit Luft zu machen. Mit einer Erzählung wie den ‚Zwei Verdammten' nähert sich Pfeffel Langbein, dessen Legende vom Neidischen und vom Geizigen ‚Der Wunsch' (1797) einen alten viel herumgekommenen Stoff behandelt, den später Pfeffel in seiner Verserzählung ‚Die zwei Nachbarn' mit bürgerlich realistischem Detail ausstattete.

---

1) M. Poll, Die Fabeln von Gottlieb Konrad Pfeffel und ihre Quellen. Straßburg 1888.

2) H. Jess, A. F. Langbein und seine Verserzählungen. Berlin 1906.

Langbeins Beitrag zum ersten Almanach ‚Der Kirchenbau in Aachen' nach einer deutschen Sage ist gewandt erzählt, fällt aber gegen den Schluß hin verhältnismäßig gar zu kurz und dürftig ab. Sprach- und Versgewandtheit teilt Langbein mit Pfeffel, er wirkt vulgärer, aber auch flotter.

Der Breslauer *Samuel Gottlieb Bürde* ging als weltlicher Lyriker wie Matthisson von den Göttingern aus. Aber seine 1789 erschienenen ‚Vermischten Gedichte' zeigen, daß neben dem sanften Hölty auch der derbere Voß — Genüsse wie ‚Kraut und Kohl als Hausmannskost' würde uns jedenfalls der ätherische Matthisson nicht auftischen —, Claudius und in Balladen (‚Der Feuermann') recht stark Bürger auf sein oberflächliches, aber nicht unliebenswürdiges und in seiner Art manchmal ganz ansprechendes Formtalent gewirkt haben. Nun im vierten Schillerschen Almanach nimmt er sich in der ‚Überraschung' Goethes ‚Morgenklagen' und ‚Besuch' zum — freilich unendlich überlegenen — Muster, während ‚Genuß des Vergangenen' eher Schillers Einfluß zeigt, auch an Matthisson erinnern mag[1]).

Unter den Dichtern, deren Mitarbeiterschaft früher hauptsächlich dem Bürgerschen Almanach gehört hatte und die nun zu Schiller übergegangen waren, ist der Propst zu Altenkirchen auf Rügen, *Ludwig Theobul Kosegarten*, wohl der vielseitigste und produktivste, wenn auch kaum der begabteste und sicher nicht der sympathischste. Am erfreulichsten sind noch seine Beiträge zum ersten Almanach, von denen einer, ‚Die Sterne', nachher sogar recht populär und öfters — unter andern von Reichardt, Zumsteeg, Franz Schubert — komponiert wurde. Man

1) Erwähnt soll immerhin werden, daß in Bürdes ‚Provinzial-Drama: Rübezahl auf Reisen' in einer Scene (II, 8), wie mehr denn ein Jahrhundert zuvor in Gryphius' ‚Geliebter Dornrose', schlesischer Dialekt gesprochen wird. Das Gedicht ‚Apollo und Marsyas' (‚Poetische Schriften' Breslau und Leipzig 1803) scheint die recht verständige Stellung des Dichters zum Xenienkampf zu zeigen.

begreift das; wenn Kosegarten auch in solchen Stücken von fremden Einflüssen keineswegs frei ist — in dem Gedicht ‚An Ruhheims Fluren' etwa spürt man deutlich den Matthissons — im Ganzen singt und zwitschert er hier wirklich nach Goethes Ausdruck. wie ihm von der Natur die Kehle gebildet und der Schnabel gewachsen ist [1]; in seiner nicht tiefen. aber natürlichen Empfindung, seiner nicht originellen, aber sehr flüssigen und gewandten Sprache, seiner Sangbarkeit und gefälligen Melodie, schließlich in seiner nicht aufdringlichen, doch überall zu Grunde liegenden christlichen Gesinnung erscheint er in solchen Stücken so etwas wie ein geringerer Vorläufer des jungen Emanuel Geibel. Der Übersetzer ausländischer Volkspoesie steuert auch die Nachdichtung einer altdänischen Ballade ‚Schön Sidselil und Ritter Ingild' bei, die Humboldt wegen ihres Anfangs laut auflachen machte und ihm ‚eine furchtbare Composition' schien [2], ein Urteil, dem Tiecks Recension des Almanachs [3] beistimmte, die Kosegarten überhaupt ‚rauhe Sprache und Versbau' vorwarf, während das Gedicht den Beifall eines andern angehenden Romantikers, Friedrich Schlegels, fand, der nur einige widerliche Züge und den zu harten Ton tadelte [4]. In Epigrammen, die besonders von Herder beeinflußt sein mögen, hat Kosegarten nichts zu sagen, und im Ganzen hatte doch der ‚hochgeschraubte Pommer' (F. L. W. Meyer), dem jeder sichere Geschmack abging, seine schwächliche Begabung von vornherein in einer Weise forciert, die ihr alles Ansprechende, was sie sonst manchmal haben mochte, schließlich ganz raubte, und er schleifte wieder nach Goethes Ausdruck — eigentlich über ein philosophisches Werk Kosegartens — seine Bettlerjacke auf

1) Goethe an Schiller 12. August 1797.

2) Humboldt an Schiller 31. August 1795.

3) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, 1796, März, und Tiecks kritische Schriften (Leipzig 1848) I. S. 87 ff.

4) ‚An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Almanach betreffend' in Reichardts ‚Deutschland' 1796, 2. Band, 6. Stück.

der Erde nach, um zu versichern, daß er doch auch so ungefähr einen Königsmantel in der Garderobe führe, wenn er in dem pompös schwülstigen Alexandrinergedicht ‚Arkona‘ ‚beyläuffig die Resultate der Kantischen Moralphilosophie in Handlung brachte‘[1]). Über dieses Gedicht, das auch Humboldt ‚mittelmäßig und oft unnatürlich‘ nannte, und über Kosegartens zweiten größeren Beitrag zum Almanach auf 1797 ‚Die Harmonie der Sphären‘ (in Distichen) hat Körner treffend geurteilt[2]): ‚Kosegarten giebt oft ein warnendes Beispiel, wie man große Gegenstände nicht kleinlich behandeln soll. In der Harmonie der Sphären spielt er anfänglich mit dem Namen der Sternbilder, ohne daß all die hochtönenden Phrasen der Phantasie ein einziges Bild geben . . .. Der andächtige und dabei matte Schluß verdirbt die Wirkung des Ganzen. Auch lieb' ich weder ‚die Äolsharfe‘ noch die ‚Harmonicaglocken‘ der Schöpfung. — In dem Gedicht ‚Arcona‘ ist viel geleistet, um die Scene zu vergegenwärtigen; aber dies ist nur das Mittel zum Zwecke. Was in dieser Scene gedacht wird, ist äußerst alltäglich. Erst eine Überzeugung vom Dasein Gottes aus Gründen, die man ebenso gut in der Stube finden könnte, dann Zweifel über die Vorsehung bei einem Schiffbruche, dann Beruhigung, weil sich der Himmel wieder aufklärt. Dazu kommt der vielversprechende Rhythmus, der die höchste Pracht der Gedanken fordert. Überhaupt scheint Kosegarten noch nicht zu wissen, daß der Stoff nur das Fußgestell des Dichters ist, daß, wenn er selbst klein ist, er um desto kleiner erscheint je größer er ist‘[3]). —

1) Kosegarten im Begleitbrief an Schiller vom 14. März 1796. (Jonas IV, S. 556).

2) 11. Oct. 1796 an Schiller.

3) Soll man wirklich annehmen, daß im selben Almanach, in dem diese beiden doch auch von Schiller kaum sehr anders beurteilten Gedichte erschienen, ein Xenion Kosegarten gegen Tiecks absprechende Kritik in Schutz genommen haben soll? — Wenn Otto Harnack (‚Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes‘ S. 42) Kosegarten einen

Die Schilderung, die Humboldt bei Gelegenheit seines Besuches bei Kosegarten im August 1796 in seinem Tagebuch [1]) gibt, zeigt deutlich den Abstand des Bildes, das er sich von ihm gemacht hatte (auch hier spricht er ihm doch noch das Gepräge des Genies zu), von dem, das er vor sich sah: Kosegarten scheint ihm mit der neueren Philosophie vertraut und ‚gewiß' nicht ohne Sprach- und andre gelehrte Kenntnisse; im Gespräch aber war er ‚nicht sonderlich interessant' und ließ sich nicht darauf ein, ‚über irgend etwas ausführlich zu raisonniren'; er besitzt ‚sicherlich' ein feines und zartes Gefühl für das Schöne, aber an Geschmack und Beurteilungskraft fehlt es ihm. ‚Seine Compositionen, sagte er mir, arbeitet er ganz im Kopf aus, trägt sie lang mit sich herum, und schreibt sie nur auf einen äußeren Anstoß auf. Daher vergesse er auch manche ganz (mag wohl übertrieben seyn)'. Von den Sonderbarkeiten und selbst Lächerlichkeiten im Äußern, im Benehmen, im Ausdruck des langen, magern Mannes ist die Rede, der in der Art, seinen Körper zu tragen, seinem Gang und dem kränklichen Aussehen in manchen Augenblicken eine auffällige Ähnlichkeit mit Schiller hat; von seiner unglücklichen äußeren, selbst finanziell trotz der guten Pfarre nicht günstigen Lage, die seine Schreibseligkeit erkläre, wird gesprochen und schließlich konstatiert: ‚Ob und wieviel in seinem Benehmen Affectation und Wahrheit seyn mag, dürfte nicht leicht zu entscheiden seyn'. — Schiller selbst, der wohl anfänglich Kosegarten überschätzt hatte, war nun nach seinen Leistungen im Almanach auf 1797 seiner offenbar überdrüssig und sagte ihm auch in

‚sozusagen passiven Geschmack, der grobe Verstöße vermeidet', zugesteht, so können ihn wenige Zitate aus solchen Gedichten widerlegen. Nennt doch schon Humboldt im Tagebuch (S. 42) ‚Arkona' ‚den sichtbarsten Beweis seiner Geschmacklosigkeit'.

1) Tagebuch Wilhelm v. Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland i. J. 1796. Hrsg. v. Albert Leitzmann. Weimar 1894. S. 40 ff.

einem Briefe ,seine Meinung‘ [1]). In den beiden folgenden Jahrgängen findet sich sein Name nicht. Erst den Almanach auf 1800, als Schiller wohl dem von Goethe im Stich gelassenen und auch sonst im Ganzen kärglich genug befrachteten Schiffchen wenigstens durch ein paar angesehene und beliebte Namen das gehörige Gewicht geben wollte, durfte er wieder beglücken, doch abermals mit einem höchst zweifelhaften Geschenk, einer Übertragung der von Händel komponierten, auch von Weiße und Ramler und nachmals von Waiblinger und Luise von Plönnies übersetzten Drydenschen Ode zum Cäcilientage, Alexanders Fest. Kann schon Drydens Original in uns doch höchstens das Gefühl einer frostigen Bewunderung hervorrufen, ist seine Erhabenheit, wenn man sie ihm einmal zugestehen will, mindestens derart, daß sie es einem Übersetzer sehr schwer macht, den einen Schritt zum Lächerlichen hin nicht zu tun, so war Kosegarten gewiß der letzte, diesen Schritt zu vermeiden. Seiner Neigung zu Prunk und Schwulst kam Drydens Gedicht nur zu verhängnisvoll entgegen, und bloß den Wechsel der Metra, nicht diese selbst nachbildend, — eine Abweichung, die Herder an Kosegartens Übertragungen im ,Britischen Odeon‘ tadelte — den Reim verhältnismäßig in ziemlich weitem Umfange beibehaltend, gestattete sich Kosegarten im Einzelnen (etwa bei dem Racheliede des Timotheus für die Gefallenen) Zusätze und Erweiterungen, die seine Nachdichtung auch nicht gerade genießbarer machen.

Solchen Stücken gegenüber wirkt Kosegartens einfacherer und anspruchsloserer jüngerer Landsmann und Schüler *Karl Lappe*, später Hauslehrer in seiner Pfarre, der Freund Ernst Moritz Arndts, der Verfasser des lange bekannten und gesungenen Liedes ,Nord oder Süd‘, gradezu wie eine Erholung, so unbedeutend seine beiden Beiträge zum ersten Almanach an sich sind. Im Ganzen

1) Schiller an Goethe 17. August 1797.

ist der manchmal wohl an Voß, in seinem Preise des Landlebens besonders auch an Schmidt von Werneuchen erinnernde Sänger der ‚Hütte in Pütte‘, obwohl ihm ein ansprechender idyllischer, auch leise elegischer Ton nicht abgeht (‚Inselheimweh‘, ‚December-Abend‘), doch eine viel zu wenig ausgesprochene dichterische Persönlichkeit, und auch vor Entgleisungen ins Nüchterne, Prosaische, Abstrakte und Schematische allzu wenig sicher, als daß man ihm den Platz als ‚größter Lyriker Pommerns‘ — ein Rang den ihm ja wirklich nur Ewald von Kleist und allenfalls Ramler streitig machen können, beide doch allzu früh der Heimat entfremdet — gern einräumte[1]). Später wollte er übrigens einen Musenalmanach aus dem deutschen Norden herausgeben, der auch einen Anhang plattdeutscher Gedichte haben sollte, und da hat Lappe denn unter anderm des Horaz Integer vitae im Originalversmaß ins Plattdeutsche übertragen und dabei den Ton, so befremdlich sich in dieser Umgebung die klassischen Namen ausnehmen, ganz hübsch getroffen, wie mir scheint, glücklicher als Geibel im Klassischen Liederbuch. In balladenhaften Gedichten schließt er sich gern an dänische, auch an altnordische Vorbilder an.

Mit Bürger persönlich befreundet und ein eifriger Mitarbeiter an seinem Almanach war der nun als Herausgeber des ‚Archivs der Zeit‘ in Berlin lebende, durch seine Beziehungen zu Caroline Schlegel und durch seine Schröderbiographie bekannte *Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer*, von dem die ersten beiden Almanache Gedichte brachten, bis die Xenien die Verbindung lösten[2]). Ein begabter und interessanter Mensch von reicher literarischer Bildung, den Humboldts Briefe an Schiller[3]) in seiner Eitelkeit seiner Neigung zur Unwahrhaftigkeit, zu Prahlerei und Renommage, seiner Médisance, seinem

1) Sämmtliche poetische Werke, Rostock 1836; Blüthen des Alters, Stralsund 1841.

2) Curt Zimmermann, F. L. W. Meyer, Halle 1890, Dissertation.

3) Vgl. besonders den Brief vom 15. Aug. 1795.

prompten Witz und seiner Laune schildern, war Meyer nach Humboldts Urteil in Berlin doch noch immer in Sachen des Geschmacks der kompetenteste Richter, ‚der es wenigstens nicht wagt, gewissen Dingen zu widersprechen, wenn er sie auch nicht mitempfinden mag‘, und wurde ja so auch als Korrektor des ersten Almanachs in Aussicht genommen. ‚Er ist ganz durch moderne Literatur gebildet, meist durch französische und englische, hat gewiß Talent und Witz, aber eben so gewiß kein Genie, noch auch, wie sehr er es auch durch Phantasie manchmal mag nachgespielt haben, Gefühl. Er ist eigentlich von Hause aus kalt und nicht einmal sinnlich‘. So ist seine eigene Poesie denn auch flach, und wenn Schiller ihm einmal höflich und wohl wirklich nur aus Diplomatie schreibt[1]: ‚Ihre Manier ist völlig die Ihrige, keiner macht sie Ihnen nach, und sie verfehlt nie ihre bestimmte Wirkung auf die Leser‘ — so trifft gerade das Gegenteil zu: Meyer ist ein von allen Seiten her beeinflußter Dilettant, übrigens formgewandt, nicht unglücklich als Übersetzer und in seinen besten Stücken, zu denen die Beiträge zum Schillerschen Almanach (‚Die Boten‘, ‚Biondina‘) gehören, nicht ohne eine gewisse, etwa an bessere Vertreter der Anakreontik gemahnende Grazie, so daß Humboldt die Gedichte immerhin rühmen, besonders ‚Die Boten‘ als ‚recht artig‘ bezeichnen kann[2], die auch Friedrich Schlegel ‚ein gar zartes Ding‘ nennt.

Auch der Geschichtsprofessor *Karl Ludwig Woltmann* in Jena hatte Bürger persönlich nahe gestanden, von dessen Balladen die eignen schwachen Versuche dieser Art angeregt worden sind. Sonst gehört er als Dichter etwa in dieselbe Region wie Meyer, auch er nur ein dilettierendes Formtalent, beweglich und leicht beeinflußt, etwa von Hölty und Matthisson (‚Sylphenlied‘, Al-

1) 14. September 1795.

2) 25. Aug. 1795 an Schiller. Auch Caroline (an Luise Gotter 20. Febr. 1796) rühmt die ‚artigen Sachen‘ des früheren Intimus.

manach auf 1796). Er gehörte zu den Herausgebern der ‚Horen', und wir treten hier in den Kreis von Dichtern, die sich in Weimar und Jena und im benachbarten Thüringen um Goethe und Schiller gruppieren. Die poetische Luft, die wir atmen, beginnt sich zu ändern.

Freilich bei Schillers Schwager *Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald* umgibt uns noch die alte Atmosphäre. Schon als er seine Beiträge zu den ersten Jahrgängen des Göttinger Almanachs schickte, war er keiner von den Modernsten gewesen. Schiller schätzte ihn ganz richtig ein, wenn er ihn um komische Stücke bat: in einem Gedicht wie der kleinen Travestie ‚Orpheus' wußte er seine Wirkungen zu erzielen, wenn sie auch noch so niedrig waren, in parodischen Romanzen und Erzählungen war er wirklich noch am genießbarsten, genießbarer jedenfalls als in dem altmodischen, schläfrigen Gedicht ‚Der Freund', mit dem der erste Schillersche Musenalmanach beglückt wurde.

Eine gewisse Überraschung dagegen bereitet uns doch schon der ursprünglich von Ramler herkommende Major *Karl Ludwig von Knebel* mit seiner im Almanach auf 1800 veröffentlichten Elegie ‚Die Stunden', deren Stimmung uns wohl daran erinnern mag, daß der Verfasser später auf die Gestalt des Majors in Goethes ‚Mann von fünfzig Jahren' nicht ohne Einfluß geblieben ist. Im Ganzen zeigt ja nun auch diese Elegie, daß Knebel in eigener Produktion doch nur Dilettant war, aber in ein paar schönen, reinen Distichen gegen den Schluß hin, die das Glück des Alternden im Leben in und mit der Natur suchen, erhebt sich das Gedicht zu einer Höhe, die doch beweist, daß der Verfasser nicht umsonst mehr als zwei Jahrzehnte hindurch Goethes enge Freundschaft genossen hatte.

Unter den an Goethe und Schiller sich anschließenden Talenten Weimar-Jenas stehn in erster Linie zwei Frauen, Sophie Mereau, Brentanos spätere Gattin, und Amalie von Imhoff, beide echt frauenhafte Talente — auch die

beiden andern Mitarbeiterinnen an Schillers Musenalmanach, Friederike Brun und Luise Brachmann, gehören in dieselbe Klasse — mit schmiegsamer, feiner Formbegabung, von Haus aus mehr receptiv als produktiv veranlagt. Anempfinderinnen nach Goethes Wort, die vielleicht nie auf den Gedanken gekommen wären, einen Vers zu schreiben, wenn sie nicht in einer literarisch angeregten Zeit und Gesellschaft gelebt hätten, die aber nun, ihren großen Vorbildern mit Maß und Geschmack nachstrebend, für Schiller jedenfalls unverächtliche Mitarbeiterinnen wurden, deren Ausbleiben ihn schon einmal in Verlegenheit bringen konnte.

Die ältere und bedeutendere der beiden, die in unglücklicher Ehe mit einem Professor in Jena lebende, von den Studenten viel angeschwärmte *Sophie Mereau*, ist von Schiller wesentlich stärker beeinflußt als von Goethe, dessen Elegien doch auf ein Gedicht wie ‚Lindor und Mirtha' (Alm. auf 1798) eingewirkt haben, während seine konkrete Anschaulichkeit ihrer Naturlyrik (‚Frühling', Alm. auf 1796) ferner steht als Matthissons Weitschweifigkeit und Verschwommenheit[1]). Anderseits macht sie dann doch den Eindruck größeren Realismus, wenn sie, zwar immer noch breit und unklar genug, eben um ein Gedicht zu machen, betimmte Gegenden (‚Der Garten zu Wörlitz', Alm. auf 1798) etwas hart und mühsam Zug für Zug nachzeichnet, wobei dann freilich auch der poetische Duft und Schimmer, der doch immer über Matthissons Naturgemälden liegt, verloren geht (‚Die Landschaft', Alm. auf 1797). Schiller selbst zeichnet besonders das in

1) Immerhin interessant ist es, wie unter dem Einfluß der Goethischen Elegien bestimmte Wendungen bei verschiedenen Dichtern unabhängig von einander fast wörtlich wiederkehren:

‚Lindor und Mirtha':

— *wie säuseln im Winde die Blätter*
Sterbend hernieder, *wo oft Amor mit uns sich verbarg.*

Heinrich Keller, 4. Elegie (ebenfalls im Alm. auf 1798 gedruckt):

Schon *entkleidet* der rauhe *Nord die laubichten Grotten,*
Wo in zweifelndem Licht *Amor sich gerne versteckt.*

den Horen erschienene, doch auch nach den Kürzungen der Verfasserin noch zu lange ‚Schwarzburg' mit seiner rousseauisch weltflüchtigen Stimmung aus: wir wären vielleicht geneigt, der ‚Vergangenheit' (Alm. auf 1796) mit der Schilderung des Abends zu Anfang, die ihr wohl am besten gelungen ist, den Vorzug zu geben. Überall tritt neben Schillers Einfluß der Matthissons dominierend hervor: ‚Andenken' (Alm. auf 1797) gehört wieder in die Reihe der durch seine ‚Adelaide' hervorgerufenen Gedichte. Mitunter etwas weibisch-tändelnd — im ‚Lieblingsörtchen' (1796) hat fast jede Strophe mindestens *ein* Deminutivum — beweist sie doch durchweg Geschmack und eine sehr sorgfältige, gelegentlich freilich etwas exerzitienhafte Arbeit. Durch Brentano geriet sie dann später — übrigens durchaus zum Vorteil ihrer Dichtung — ganz unter den Einfluß der Romantik[1]).

In einem Brief an Goethe vom 17. August 1797 hat Schiller selbst Sophie Mereau mit der andern Dichterin des Weimar-Jenaer Kreises, *Amalie von Imhoff*, verglichen: ‚Unsre Freundin Mereau hat in der That eine gewiße Innigkeit und zuweilen selbst eine Würde des Empfindens und eine gewiße Tiefe kann ich ihr auch nicht absprechen. Sie hat sich bloß in einer einsamen Existenz und in einem Widerspruch mit der Welt gebildet. Hingegen Amelie Imhof ist zur Poesie nicht durch das Herz, sondern nur durch die Phantasie gekommen, und wird auch ihr Lebenlang nur damit spielen. Weil aber, nach meinem Begriff, das Ästhetische Ernst und Spiel zugleich ist, wobei der Ernst im Gehalte und das Spiel in der Form gegründet ist, so muß die Mereau das Poetische immer der Form nach, die Imhof es immer dem Gehalt nach verfehlen'. Gewiß überschätzt Schiller hier beide Dichterinnen, wenn er sie einander so als zwei

1) Ist der Anfang von ‚Erinnerung und Phantasie' (Alm. auf 1796) durch die ersten Zeilen von Hölderlins ‚Kanton Schwyz' (Stäudlins Blumenlese auf 1793) beeinflußt, die ja dann offenbar auch Mörikes ‚Besuch in Urach' (Schluß der siebenten Strophe) beeinflußt haben?

Typen gegenüberstellt, so viel aber trifft zu, daß von einer innern Notwendigkeit der Produktion bei Amalie v. Imhoff noch weit weniger die Rede sein kann als bei Sophie Mereau, und daß ihre Gedichte nichts sind als Erzeugnisse der Freude an der poetischen Form oder besser an den poetischen Formen. Wie Sophie Mereau ist sie durch das rege literarische Leben ihrer Zeit zur Poesie geführt worden, aber noch in einem viel höheren Grade verdankt bei ihr auch das einzelne Gedicht ganz unmittelbar sein Entstehn einer literarischen Anregung. Durch die Lektüre Ossians wird sie sofort zu einer Ballade mit ossianischen Gestalten und ossianischer Stimmung (‚Die Geister des Sees', Alm. auf 1798) angeregt; Goethische Elegien und ‚Hermann und Dorothea' rufen ihre ‚Schwestern von Lesbos' hervor. In kleineren Gedichten, namentlich im Almanach auf 1798 (‚Mein Traum'), oft anmutig, wenn auch oberflächlich und ohne sicheren Geschmack[1]), zeigt die Dichterin, deren zeichnerisches Talent von Heinrich Meyer gefördert wurde, eine Freude an Beschreibungen (‚Der verlorene Maitag', Alm. auf 1798) — auch Matthissons Einfluß kam da hinzu (‚Der Abschied' Alm. auf 1799) —, die Goethe zu der Bemerkung veranlaßte, man merke ihrer Produktion sehr deutlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an[2]), die aber auch bedenkliche Folgen haben mochte, denn die in ihrer Ballade ‚Die Jungfrau des Schlosses' von Schiller gestrichene Stelle war offenbar eine ausführliche Schilderung der Heldin. In größeren Kompositionen aber

1) Wie leicht sie bös ins Prosaische fällt, zeigt etwa die Schlußstrophe der ‚Freuden der Gegenwart' (Alm. auf 98):

> Aber, o laßt uns den Becher der Freuden
> Immer mit mäßiger Lippe berühren,
> Wenn ihn die Hore, die freundliche, reicht;
> Nie im Genusse sich selbst zu verlieren
> Und in den Armen des Glückes bescheiden,
> Weise zu bleiben, *ist weniger leicht.*

2) An Meyer 21. Juli 1797.

bewies die Dichterin, daß ihr Verhältnis zur poetischen Form doch nur rein äußerlich war, ja daß es ihr selbst an Sinn für musikalische Wirkung und rhythmischem Gefühl fehlte. Metrum und Satzbau zu einem harmonischen einheitlichen Rhythmus zu verschmelzen ist ihr nicht gegeben[1]. Das hat schon Goethe in seinem Urteil über den ersten Gesang ihrer großen Idylle ‚Die Schwestern von Lesbos' konstatiert[2], die den größten Teil des letzten Almanachs füllt: ‚Die sehr langen Perioden verwickeln die Sache mehr als daß sie durch eine gewisse Vollendung dem Vortrag eine Anmuth geben. Es entstehen viel dunkle Parenthesen und Beziehungen, die Worte sind oft ohne epischen Zweck umgestellt und der Gebrauch der Participien nicht immer glücklich'. Auch bei den Perioden der Amalie von Imhoff schläft die Lachesis, und das trifft nicht bloß auf den ersten Gesang zu, ohne daß Goethes Rat dabei viel geholfen hat. Dazu

1) Schon in einer schwachen Nachahmung Bürgers wie der ‚Jungfrau des Schlosses' verraten allzu reichliche und zu starke, manchmal geradezu komisch wirkende Enjambements, wobei oft der Sinneseinschnitt unmittelbar nach dem Versschluß in den Anfang der folgenden Zeile fällt, eine gewisse Ungewandtheit im Reimen und geben dem ohnehin unruhigen Rhythmus etwas ganz Zerhacktes und Zerrissenes:

Dort hauste Graf Erich, ein Mann
Von grausamen Sitten, es wehte
Gar oft schon in blutiger Fehde
Sein drohendes Banner voran.

Oder:

Doch einst, da zur Pforte sie schleicht
Naht plötzlich gerüstet zum Jagen
Der Vater, es sieht ihn mit Zagen
Die Tochter, sie wankt und erbleicht.
Streng fragt er: Was trägst du den Wein
Zur Pforte? etc.

Der Ballade lag übrigens die Sage von der Ruine des Schaumforstes zu Grunde, wo, wie man in Kochberg erzählte, ein Mädchen den Vorübergehenden einen Becher reicht (Düntzer, Westermanns Monatshefte, 61. Band, Dezember 1886/Januar 1887).

2) 29. Mai 1799 an Schiller.

kommt die trotz Goethes Mahnung und des Hinweises auf das Muster der Vossischen Luise nichts weniger als einwandfreie metrische Behandlung des einzelnen Hexameters [1]).

Was vom Einzelnen gilt auch vom Ganzen: es fehlt an klarer Durchbildung, an starken, beherrschenden Accenten und scharfen Einschnitten an der rechten Stelle. Es verläuft alles zu glatt, zu gleichförmig, es kommt kein Rhythmus heraus. Von einer organisch aufgebauten, harmonisch an- und abschwellenden Komposition kann keine Rede sein. ‚Es fehlt alle epische Retardation, dadurch drängt sich alles auf und über einander, und dem Gedicht fehlt wenn man es liest durchaus Ruhe und Klarheit. In dem ganzen Gesange ist kein einziger Abschnitt angegeben und wirklich sind die Abschnitte schwer zu bezeichnen‘ [2]) — wie ganz entsprechend der Periodenbau durch die unglückliche, das Komma unverhält-

---

1) Da Otto Harnack, ‚Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes‘ S. 40 den Hexametern der ‚Schwestern von Lesbos‘ die metrische Sorglosigkeit nachsehen will, da sie ‚von feinem musikalischen Gefühl‘ getragen seien, ist es vielleicht nicht überflüssig eine Probe zu geben:

Freundlich bilden hienieden sie‘ (die Himmlischen) ‚eins fürs andre, sie führen
Die Verwandten sich zu, daß froh gesellet den Pfad wir,
Der unebenen, wandeln des Lebens, in der Vereinung
Süßem Genuß, doch zerreißt allmächtig das waltende Schicksal
Jenen ersten Bund, strebt umsonst das Verwaiste von neuem
Festzuhalten ein Herz, das, unbewußt durch den Ratschluß
Höherer Mächte schon der andern Liebe bestimmt war.
(Sechster Gesang, Alm. auf 1800, S. 179 f.)

Vgl. etwa noch: S. 54, Z. 2/5; S. 68, Z. 7—S. 69, Z. 3; S. 133, Z. 2/9 usf. Eine Abnormität in der Metrik ist der vom 4. Gesang an fünfmal vorkommende Gebrauch des Wortes ‚Entschluß‘ als trochäischen Hexameterausgangs (zuerst S. 121 unten: ‚Also sprach voll Schmerz Simaitha, streitenden Entschluß In unruhiger Brust bewegend‘). Dachte die Verfasserin an eine Komposition ‚End-schluß‘?

2) Goethe an Schiller 29. Mai 99.

mäßig bevorzugende Interpunktion noch undurchsichtiger gemacht wird.

‚Hermann und Dorothea‘, im Herbst 1797 erschienen, gab den unmittelbaren Anlaß zu dem Gedicht, das in der Hauptsache 1798 entstand — am Schreibtisch aus dem Gastzimmer Charlottens v. Stein, den sie der Nichte geborgt hatte. Im nächsten Jahre ging Goethe die Gesänge für den Almanach mit der Verfasserin durch, die keineswegs immer geneigt war, seinen Ratschlägen zu folgen, bestärkt von Caroline v. Wolzogen, die an der Dichtung wegen des Inhalts, der großmütigen Entsagung der älteren Schwester zu gunsten der jüngeren, besonderen Anteil nahm und den Konferenzen beiwohnte. So wurden die Sitzungen für Goethe immer mehr eine Last, und in der Erkenntnis, eine Radikalkur, das Gedicht wenigstens von seinen Hauptgebrechen zu befreien, sei doch unmöglich, mag er wohl auch im Einzelnen schließlich immer toleranter geworden sein [1]).

Neben Goethes Hermann und Dorothea hat im Einzelnen wohl auch gelegentlich Vossens Luise kleine Spuren ihrer Nachwirkung hinterlassen, und in Gleichnissen, deren das Gedicht viel mehr enthält nicht nur als Hermann und Dorothea mit seinem einzigen, sondern auch als die Luise, in den Epithetis, in der Art der Einfügung allgemeiner Sentenzen sucht sich die Verfasserin dem deutschen homerisierenden epischen Stil zu nähern. Aber die deutsche bürgerliche Gegenwart, wie sie bei Goethe und Voß den Hintergrund bildete, mochte ihr zu nüchtern und prosaisch erscheinen, und wieder mag man an Goethes ‚Alexis und Dora‘ und mehr noch an den ‚Neuen Pausias‘ denken, die auch sonst auf Stimmung und Haltung des Gedichts gewirkt haben, wenn sie ihr Epos ins alte Grie-

1) Zur Entstehungszeit des Gedichts: Goethe an Schiller 3. Febr. 1798 ‚Amalie hat wieder etwas vor‘ und Amalie v. Imhoff an Fritz v. Stein 19. Febr. 1798 sie ‚habe auch ein neues Gedicht angefangen, eine Idylle in Hexametern‘ — wodurch zugleich die schon von Düntzer bezweifelte Erzählung in Goethes Gesprächen 1. S. 197 widerlegt wird.

chenland verlegt und damit freilich in eine zeitliche und örtliche Ferne, die ihrer Unfähigkeit zu einer klaren und bestimmten Führung der Handlung, einer deutlichen Formulierung der Voraussetzungen, einer scharfen Charakteristik der Personen nur zu sehr entgegenkam.

Vielleicht war es wieder der Einfluß von Hermann und Dorothea, der die Verfasserin zu dem freilich arg mißglückten Versuch veranlaßte, ihrem Epos einen historischen Hintergrund zu geben. Von einer barbarischen Sitte, die auf Lesbos herrschte, wo nur der ältesten Tochter das Erbe zukam, vor den Söhnen und vor den jüngeren Töchtern, denen nicht einmal die Ehe gestattet war, mochte sie in Reisebeschreibungen gelesen haben. Diese Sitte knüpft sie an den Abfall Mitylenes von Athen im peloponnesischen Kriege, wo allein die Frauen den Athenern treu geblieben seien und darum von den Siegern dies Vorrecht vor den Männern erhalten hätten; wobei denn doch zu fragen ist, was das denn mit dem Eheverbot für die jüngeren Töchter zu tun hat — denn darum handelt es sich im Epos — abgesehen davon, daß eine ganz andere Begabung als die Amalie von Imhoffs den Streitigkeiten infolge des peloponnesischen Krieges kaum das Interesse geben könnte, das die französische Revolution an sich für uns hat.

Der Inhalt der Dichtung, die, wie Hermann und Dorothea streng durch die Einheit der Zeit gebunden, die Ereignisse einer Nacht, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, erzählt, ist in einem Satze wiederzugeben: wie sich bei Grillparzer Phaon von der reifen Sappho zu der kindlich-lieblichen Melitta wendet, so hier der junge Diokles von Simaitha zu der jüngeren Schwester Likoris, der ihn die ältere, großmütig auf ihr Vorrecht verzichtend, abtritt. Der erste Gesang bringt die Exposition dieser äußerst dürftigen und sehr breit abgewickelten Handlung in einem Gespräch der Mädchen beim Gange zum Brunnen und am Brunnen selbst, wo zugleich eine Freundin in der älteren Schwester den ersten Ver-

dacht gegen die jüngere, sie liebe Diokles selbst, erweckt — ein Verdacht, den der Leser nach der im zweiten Gesang erzählten Zusammenkunft Simaithas (die hier, wie Dorothea, von einer ersten Verlobung erzählt) mit Diokles auch auf den Bräutigam übertragen muß. Im dritten Gesang, im Hause des Vaters der Mädchen, erkennt Diokles aus Likoris' Tränen bei einer Erzählung des Alten, der aus früherer Zeit eine der Handlung des Gedichts ähnliche Begebenheit mit tragischem Ausgang berichtet, die Neigung, die die jüngere Schwester zu ihm gefaßt hat: im vierten gibt Likoris durch ein Selbstgespräch der schlafend geglaubten Schwester die Gewißheit ihrer Leidenschaft, im fünften treffen Diokles und Likoris, die keinen Schlaf finden, in der Morgendämmerung zufällig zusammen und liegen sich einen Augenblick in den Armen, um sich dann von einander los zu reißen; der sechste bringt die Lösung: im Hochzeitszuge bricht Likoris, die die Fackel vorantragen muß, ohnmächtig zusammen, alles vergessend hält Diokles die Stürzende in den Armen, Simaitha verzichtet zu gunsten der Schwester und weiht sich als Priesterin der Hestia.

Das Gedicht der Imhoff zeugt von einem so völlig vagen, verschwommenen Dilettantismus, daß Caroline Schlegel es überaus treffend ‚eben weiter nicht viel als ein Rudel Hexameter' nannte [1]). Vor allem ist die Verfasserin schon zu keiner klaren Reflexion über ihre Voraussetzung oder dessen, was sie dafür angesehen wissen will, gekommen. Aus der Übersicht des Inhalts ergibt sich ohne weiteres, daß Goethe eigentlich durchaus Unrecht hat, wenn er einmal ‚die barbarische Sitte als Stoff' des Epos bezeichnet [2]): der ganze Apparat der Voraussetzung ist so, wie er gebraucht oder eigentlich nicht gebraucht wird, lediglich ein Kostenaufwand, der sich durch nichts bezahlt macht, und für die eigentliche Handlung so über-

1) An Auguste Böhmer 21. October 1799.

2) An Schiller 17. August 1799.

flüssig und gleichgültig, wie nur irgend möglich. Die Entwickelung läßt sich erzählen, ohne ihn mit einem Worte zu erwähnen. Die grausame Sitte schwebt über dem Ganzen unheilvoll und gefahrdrohend wie eine Gewitterwolke, aus der nie ein Blitz zuckt. Wenn Diokles mit Simaitha verlobt ist und sich von ihr zu der jüngeren Schwester wendet, so ist eine Lösung des Knotens von vornherein nur durch den Verzicht der älteren Schwester möglich, und wenn jener Brauch nicht eben dieser Entsagung Schwierigkeiten entgegensetzt, hat er weiter keinen Zweck als höchstens den Charakter Simaithas noch zu erhöhen. Hätte hier die Reflexion der Verfasserin eingesetzt, welcher Art der Brauch eigentlich sei, ob Simaitha so glatt und ohne weiteres verzichten und ob ihre Entsagung der Schwester zu gute kommen dürfe, so hätte sie sich leicht sagen können, daß sich hier immerhin eine Gelegenheit bot, die Handlung durch Einfügung der von Goethe vermißten retardierenden Momente in ihrer Entwickelung reicher und in ihrer Wirkung tiefer, die Charakteristik der unglaublich wenig individualisierten, ganz schemenhaft gebliebenen Personen, denen dann wenigstens viel mehr Raum zur Entfaltung ihres Charakters gegeben wäre, schärfer zu gestalten, namentlich die Figur des Diokles etwas zu erhöhen, der zwischen den Schwestern namentlich zuletzt, wo er sich allen Unannehmlichkeiten durch die Flucht entziehen will, geradezu eine klägliche Rolle spielt. Freilich dazu hätte die Kraft der Dichterin wohl kaum ausgereicht.

Einer anderen thüringischen Dichterin, der die glänzenden Eigenschaften des schönen Weimarer Hoffräuleins in einer Weise abgingen, die das Verhängnis ihres Lebens und die Ursache ihres Todes werden sollte, mußte die Poesie, da das Leben ihre Forderungen enttäuschte, freilich mehr werden als ein bloßes Spiel; aber *Luise Brachmann*, die ein Vierteljahrhundert später in den Fluten der Saale ihr unseliges Geschick erfüllte, hat in ihren Beiträgen zum Schillerschen Almanach doch

auch nur gezeigt, daß hinter ihnen ebenso wenig eine selbständige, geschlossene, einheitliche dichterische Persönlichkeit steht wie hinter denen der andern Dichterinnen des Almanachs[1]). Auch sie ist durch Goethes Vorbild zu einer Idylle aus der Antike (Die Rettung, 1799) veranlaßt worden: schon Körner hat schlagend auf die Parallele in Hermann und Dorothea hingewiesen. Das kleine Gedicht zeigt mehr rhythmisches Gefühl und stellt, in der Anlage einheitlicher und konsequenter, nicht nur dem Umfange nach bescheidenere Ansprüche als das der Imhoff; freilich fehlt die Lösung, die in den Gedichten der Brachmann eine zweite Idylle desselben Namens bringt. ‚Guidos Aurora' wird, schon recht im romantischen Sinne, verherrlicht, aber das Gedicht bleibt unanschaulich und verschwommen. Am ehesten verdient von ihren — meist in Distichenform gehaltenen — Beiträgen noch die sapphische Ode ‚An die Horen' im vorletzten Almanach Auszeichnung. Im Ganzen aber ist ihre Lyrik doch matt und charakterlos, mehr rhetorisch reflektierend als eigentlich dichterisch: bei ihr (wie bei Sophie Mereau) fällt die Fülle allgemeiner abstrakter Begriffe in den Gedichtüberschriften auf (‚Kindheit und Jugend', ‚Phantasie und Gefühl' usf.).

Mit den Humboldts befreundet, von Wilhelm in Weimar empfohlen, Alexanders Rivale in der Gunst Amaliens von Imhoff, war der schwedische Gesandtschaftssekretär *Karl Gustav von Brinckmann*, der einen großen Teil seiner Jugend in Deutschland bei den Herrnhutern zugebracht hatte, früh mit Schleiermacher innig verbunden — ihm ist die zweite Auflage der Reden über die Religion gewidmet — später mit fast allen angesehenen Persönlichkeiten Deutschlands in Verkehr und Briefwechsel[2]). Er

1) Zu den Herausgebern der posthumen Ausgabe ihrer Werke gehörte K. L. M. Müller, von dem noch die Rede sein wird.

2) Charakteristik bei Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften (Leipzig 1851) VIII, S. 340/55.

war unter dem Pseudonym Selmar gelegentlich schon im Vossischen Musenalmanach erschienen und hatte unter demselben Namen mit einem Gedichtband durch die Sauberkeit und Glätte der Form Klopstocks und Adelungs Aufmerksamkeit erregt. Wirklich verdiente die metrische Korrektheit seiner Gedichte Beachtung — später wollte Goethe Humboldt und ihn zu einem metrischen Kongreß über Hermann und Dorothea auffordern [1]) — aber das war auch das Einzige, was sie auszeichnete. Mit derselben Leichtigkeit und Geläufigkeit machte er deutsche, lateinische, französische, englische, später auch schwedische Verse — ein glänzendes Zeichen seiner Vielseitigkeit und Gewandtheit, ein desto schlimmeres für sein eigentliches poetisches Talent. Seine letzte 1804 erschienene Gedichtsammlung enthält außer der Widmung an Goethe in Stanzen nur Gedichte in Distichenform, Elegien, die außer dem selbstverständlichen Einfluß Goethes noch weiter zurück den Klopstocks und der Göttinger zeigen, und Epigramme, ‚Arabesken‘, die nach seinem eigenen Bekenntnis [2]) durch das Vorbild der Votivtafeln von Goethe und Schiller im Almanach auf 1797 angeregt sind. Von diesen Epigrammen brachte schon der Balladenalmanach eine Anzahl, die in sehr wohlgezogenen, später übrigens größtenteils nochmals in Zucht genommenen Versen untadelhafte Gedanken aussprechen, ohne je tiefer zu bohren und den Vergleich mit dem Vorbild auch nur von fern vertragen zu können. Außerdem bringt derselbe Almanach ein pathetisch unklares, anspruchsvolles Gedicht — diesmal in Reimversen — ‚An Alexander v. H., bey Übersendung eines Lucrez‘ [3]).

Mit den Dichtern, die Schiller in seinem Musenal-

---

1) Goethe an Schiller 28. April 1798.

2) 4. Mai 1804 an Schiller.

3) Körner urteilt: ‚In der Epistel an Humboldt sind entweder Druckfehler, oder der Schluß des ersten Absatzes ist unverständlich‘. An dieser Stelle scheinen wirklich Druckfehler vorzuliegen.

manach zuerst der Öffentlichkeit vorführte, hat er im Ganzen wenig Glück gehabt. Es sind wenige darunter, deren Poesie nicht besser im Verborgenen geblieben wäre. Sie sind vielfach schwer zu charakterisieren: teils, weil ihnen nicht nur jeder eigene Charakter fehlt, sondern auch die auf den einzelnen wirkenden Einflüsse anderer Dichter und dichterischer Strömungen so mannigfach sind und sich so vermischen, daß keiner entscheidend hervortritt, teils schon darum, weil sie zu wenig veröffentlicht haben. Von dem Übersetzer jenes furchtbaren englischen Schauerromans von Matthew Gregory Lewis ‚The Monk', der — in eben dieser Übersetzung — E. T. A. Hoffmann bekannt wurde und nicht ohne Einfluß auf ihn blieb[1], dem Weimaraner *Friedrich von Örtel*[2], ist wirklich kaum mehr zu sagen, als daß er in den Übertragungen der in diesen Roman eingelegten Gedichte, nicht unglücklichen Nachahmungen von Percys Reliques — eine, ‚Das Exil', steht im Xenienalmanach — bei ziemlich engem Anschluß an die Originale eine leidliche Vers- und Reimgewandheit bewies[3].

In den Trupp der ganz altmodischen Leute, von den Mitarbeitern an Schillers Almanach etwa in die Nähe von Reinwald, gehört *Johann Jakob Jägle* mit dem Gedicht ‚Das Meer' (1798), in dem er mit unüberbietbarer Philistrosität und einem starken Anflug unfreiwilliger Komik ganz wie in einem Schulaufsatz erst die Schönheiten und dann die Schrecken des Meeres schildert, um schließlich zu dem Resultat zu kommen, sich in Zukunft diesem gefährlichen Element, das keine Balken hat, lieber nicht wieder anvertrauen zu wollen. ‚Herr Jägle macht in diesem Almanach in Versen bekannt, daß er nicht

---

1) Vgl. Elixiere des Teufels II., ‚Der Wendepunkt' (Werke von Grisebach II, S. 192). Ellingers Monographie.

2) Dem Verfasser einer Schrift ‚Über Humanität', die Fichte lobte und gern Schiller — zu dessen Entrüstung — zugewiesen hätte.

3) Doch manchmal Verkürzungen: in dem von Shakespeare inspirierten Midnight Hymn (II, 6).

mehr zur See gehen will', konstatierte Tiecks Kritik. Ein paar hübsche Stellen, etwa in der Fassung des Almanachs die fünfte Strophe, in Jägles Gedichten dann die sechste — mögen Schiller veranlaßt haben, das Gedicht aufzunehmen, verbunden vielleicht mit dem Umstande, daß es doch aus Italien kam. Der Inhalt von Jägles 1805 (Straßburg) erschienener Gedichtsammlung steht im Ganzen auf derselben Höhe. Gleich vor diesem Gedicht steht da ein andres ,In Erwartung einer Seeschlacht', das dieselbe heldenhafte Gesinnung fast noch deutlicher ausspricht. Die italienische Reise, von der Jägle Schiller seine Gedichte schickte, hat ihn zu einer Reihe von Gedichten in elegischem Versmaß auf italienische Gegenden und Bauwerke veranlaßt, womit er also ein Vorläufer Waiblingers und Platens wurde, an die man freilich dabei besser nicht denkt.

Künstlerisch sicher nicht höher stehn die Beiträge von *Lebrecht Nöller*, der später in Vermehrens Musenalmanach ausgiebiger zu Worte kommen sollte. Ein Gedicht wie ,Die Schiffende' (Alm. auf 1799), ,meist aus allgemeinen Phrasen bestehend' (Körner), ist eine schlechte Nachahmung des gleichnamigen Höltyschen Gedichtes, von dem es auch das Versmaß (,Ich denke dein') beibehalten hat. Viel Schlimmeres noch hat Nöller dem Almanach (1799) mit der Ballade ,Sappho' angetan, die Körner sehr mild nur ,eine matte Erzählung, nachlässig versificiert' nennt, die aber namentlich in ihrem Anfang an unfreiwilliger Komik alles überbietet, was im Schillerschen Almanach doch auch sonst nach dieser Richtung geleistet worden ist; übrigens ist anzuerkennen, daß Nöller in seinen Gedichten (Dresden 1805) einige der schlimmsten Stellen verbessert hat. Diese Sammlung wird eröffnet durch eine alcäische Ode ,An Matthisson', die schon in der Überschrift zeigt, wes Geistes Kind der Verfasser ist, und die Dichter aufzählt, die neben dem Gefeierten besonderen Eindruck auf ihn gemacht haben: außer den Alten Hölty, Uz, Kleist, Klopstock. Tatsächlich haben

noch die Anakreontiker stark auf ihn gewirkt (‚Die Schlummernde‘), der von Hagedorn besungene erste Mai wird in einem Sonett von dem liebeskranken Dichter traurig begrüßt, dem alten Gleim sagt Nöller in einer Ode seinen Dank, voll von Klopstockischer Begeisterung ist die Ode ‚Die Liebe‘, die ‚Phantasie‘ unangenehm deutlich von Hölty beeinflußt, die Bardendichtung hat ihre Spuren hinterlassen. Entscheidend und überall hervortretend ist dann aber Matthissons Einfluß, dessen ‚Adelaide‘ etwa auf dem Wege über das Gedicht der Friederike Brun auch Nöller zu einem Gedicht ‚Ich denke dein‘ veranlaßt, dessen Metrum dann im Almanach in dem Gedicht ‚Die Schiffende‘ wiederkehrt, ein Motiv, das ein Sonett desselben Namens variiert. Nur äußerlich, in der Vorliebe für die Sonettform, den sehr sorgfältig gearbeiteten Stanzen des — außer der ‚Sappho‘ — einzigen balladenartigen Gedichtes in dem Bande, ‚Der Wundermantel‘ zeigt sich auch schon der Einfluß der Romantik: die Haltung des Gedichtes, in dem die durch Percys Reliques und Herders Übertragung bekannt gewordene Artusgeschichte von dem Frauentreue erprobenden Wundermantel erzählt wird, ist sonst viel eher wielandisch.

Wollte man nur nach den Beiträgen in Schillers Musenalmanach urteilen, so könnte man geneigt sein, Karl Ludwig *Methusalem Müller*, der später lange Jahre hindurch als Heinrich Laubes Vorgänger die Leipziger ‚Zeitung für die elegante Welt‘ herausgab, seinen Platz auf einer höheren Stufe anzuweisen als den vorhergehenden: ist in seiner sapphischen Ode[1]) ‚An Julius‘ auch Matthissons Einfluß noch zu erkennen, so erscheint sie doch selbständiger, klarer, wirkungsvoller als die Gedichte der meisten andern Schüler Matthissons. Aber die sonst veröffentlichten Gedichte Müllers[2]) — eines steht auch in

1) In der Klopstockschen Variation.

2) Am Schluß des Bandes ‚Winterblumen‘ Leipzig 1798.

den Horen — zeigen, daß ihm mit diesem günstigen Urteil zu viel geschieht. Er ist doch nur ein formgewandter Nachahmer, dessen Vorbilder ganz deutlich und leicht zu erkennen sind. Vor allem wirken wieder die Göttinger und Matthisson auf ihn. Eine sapphische[1]) Ode ‚Der Dichter an seine künftige Geliebte‘ erinnert schon im Titel an Höltys rührende Gedichte, das ‚Andenken an Fanny‘ ahmt Matthissons ‚Adelaide‘ nach, dessen Spuren Müller auch mit Gedichten wie ‚Die Jahre der Kindheit‘, ‚Im Herbst 1794‘ und sonst folgt. Der von ihm hochverehrte Schiller hat stark gewirkt, in der Hymne ‚Dem Genius der Humanität‘ etwa klingen Töne aus dem Lied an die Freude nur zu deutlich wieder. Und verstimmend wirkt die skrupellose, bedenklich ans Plagiat streifende Nachahmung von Hölderlins ‚Griechenland‘ (‚Hätt' ich dich im Schatten der Platanen‘) in der ‚Jünglingsphantasie beim Gedenken der Vorwelt‘.

Im Ganzen bewegen wir uns hier wieder in einer Sphäre formgewandten Dilettantentums, das von dem der Woltmann und F. L. W. Meyer kaum verschieden ist. In dieselbe Region gehört dann auch *August* Ernst *von Steigentesch*, auch er etwa von den Göttingern und Matthisson (‚Erinnerung an Lyda‘, Alm. auf 1798), aber auch schon von Goethe beeinflußt. In seinen Beiträgen, meist Liebesgedichten, in Rhythmus und Sprache leicht, gefällig, gewandt — Eigenschaften, wie sie der elegante Weltmann ja auch später als Lustspieldichter bewährt hat — weiß er sich auch mit der Sonettform wenigstens äußerlich ganz leidlich abzufinden (‚Sonett‘, Alm. auf 98; ‚Widerspruch der Liebe‘ 99), aber einen eigenen Ton entbehrt er wie seine Vorgänger, und die Natürlichkeit, die eine Recension des Almanachs an ihm rühmt, wird doch leicht zur Flachheit.

Einige andere Mitarbeiter stehen schon ganz im Banne der Klassiker, vor allem der meist in Rom lebende Maler

1) In der Klopstockschen Variation.

und Bildhauer *Heinrich Keller*[1]) aus Zürich mit seinen vier Elegien im Almanach auf 1798, die von Körner vortrefflich charakterisiert werden, nur daß wir der vierten Elegie mit ihrer schönen Herbstschilderung vielleicht doch den Vorzug vor der von Körner begünstigten ersten geben: ‚Die Elegien sind nicht ohne Talent, aber sie tragen zu sehr das Gepräge einer Nachbildung der Goetheschen, die der Verfasser nur halb verstanden zu haben scheint. Dort war das Schwelgen gleichsam nur ein sinnliches Gewand, in dem eine genialische Natur erschien; hier ist es eigentliches Objekt der Darstellung. Man trifft auf Leben und Wahrheit in einzelnen individuellen Zügen, besonders in der ersten Elegie, die mir überhaupt die liebste ist — aber oft auch auf allgemeine, zum Teil matte Phrasen. Nachlässigkeiten im Versbau, wie der trochäische Fuß im zweiten Abschnitt des Pentameter, und Flecken, wie Dēmētĕr als Daktyl, sind in einem Gedicht dieser Art am wenigsten erlaubt'; auch Humboldt nennt Keller ‚so fürchterlich inkorrekt', während doch Schiller das meiste und das Schlimmste schon verbessert hatte. Wirklich — wenn man einmal vergleichen will, wodurch Keller zugleich zu viel Ehre und Unrecht geschieht —: um wie viel souveräner erscheint Goethes ganze Haltung in den römischen Elegien: dort war das Schwelgen nur die Äußerung einer ‚genialischen Natur': Goethe steht im Genießen selbst doch über dem Genuß, der Nachahmer läßt sich vom Genusse viel mehr fortreißen, er wirkt unruhiger, es fehlt ein gewisses Zentrum. Kellers einziges außer diesen Elegien noch veröffentlichtes Gedicht, die früher Schiller oder dem Maler Müller zugeschriebene Elegie an den Landschaftsmaler Kaaz, zeigt sein Können auf derselben Stufe. Später wandte sich der Dichter dem Drama, besonders dem vaterländischen, zu, und schrieb

1) Bernhard Wyss, Heinrich Keller, der Züricher Bildhauer und Dichter. Züricher Dissertation, Frauenfeld 1891.

auch eine Francesca da Rimini. ein Thema, das ja auch die erste Elegie streift.

Von *Ludwig Thilo*, später Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder und Breslau, der sich dann in der Bevorzugung romanischer Formen ganz an die Romantik anschloß, sich am letzten von Sophie Mereau herausgegebenen Göttinger Musenalmanach (auf 1803) mit zwei Gedichten in sehr glatten Stanzen beteiligte und ein kleines Bändchen poetisch belangloser sehr empfindsamer Liebessonette veröffentlichte [1]), bringt der Almanach auf 1799 zwei Gedichte ,Das Grab' und ,An Mignon', völlig im Bann der schwermütigen Stimmung der Harfner- und Mignonlieder, glatt, schwächlich, ohne jedes selbständige Verdienst. Unerquicklicher noch sind im Almanach auf 1798 die vier Gedichte von *Siegfried Schmidt* von Friedberg — einem Frankfurter Bekannten Hölderlins, der ihm die ,Herbstfeier' zueignete, — deren erstes ,Sängers Einsamkeit' Körner an die Harfnerlieder erinnerte. Im Ganzen sind diese Gedichte, denen auch Humboldt ,keinen rechten Geschmack abgewinnen' konnte, ebenso wie Schmidts später veröffentlichte [2]) poetisch ganz charakterlos und indifferent.

Aber neue Töne bringt von diesen jüngsten Dichtern überhaupt keiner in den Chor der Poeten des Almanachs. Da ist der früh verstorbene *Franz Cordes*, dessen Beiträge Erzeugnisse einer wirklichen Liedbegabung sein könnten, wenn es anginge, aus den zwei Gedichten überhaupt Schlüsse auf das Talent des Verfassers zu ziehen [3]). Das eine, das vielfach komponiert wurde und lange Zeit sehr verbreitet und volkstümlich war, ,Lebe wohl, vergiß

1) Halle 1801 ohne Verfassernamen.

2) Am Schlusse des Bandes ,Phantasien' Erlangen 1803 und in Seckendorfs beiden Musenalmanachen.

3) Nach Goedeke wird als Verfasser dieser Gedichte meist der Oldenburger Kanzleirat Johann Friedrich Cordes angegeben. Dagegen Schillers Kalender vom 10. Juli 1797: ,Cordes aus Glandorf im Osnabrück'schen, Gedichte'. Vgl. Ernst Müller, Schillers Kalender S. 228.

mein nicht' hat doch wohl noch Mörike zu seinem im selben Versmaß gehaltenen ,Lebewohl' angeregt[1], das andere ,Macht der Sinne' (beide im Almanach auf 1798) ist wie das erste sehr weich, aber nicht ohne eine gewisse innere Melodie. Auch *Karl Matthias Hirt*[2]) hat nur zwei Gedichte, ,Lebensgenuß' und ,Einladung' (im Almanach auf 1798) veröffentlicht, beides Sonette, den Genuß der Gegenwart preisend — glatt, aber ohne eigenen Ton. Gedichte in etwas größerer Anzahl sind uns von *Albrecht* Heinrich Matthias *Kochen* erhalten, der sich an Vermehrens Musenalmanach beteiligte und in seiner übrigens bald wieder eingegangenen Zeitschrift ,Archiv für die moralische und religiöse Bildung des weiblichen Geschlechts' auch eigene Gedichte veröffentlichte, darunter eines in elegischem Versmaß zum Preise Schillers. Der Doktor der Philosophie und Theologie und spätere Superintendent zu Eutin, von dem der Schillersche Almanach zwei Epigramme, ,Der Werth' nach Pope und ,Die Spinnen' brachte (1799), hat etwas trocken Moralisierendes und wirkt recht flach. Eine größere ,Rhapsodie' ,Die Natur' im zweiten Vermehrenschen Almanach ist unklar und verworren. Mit Poesie hat Kochens Dichterei doch nicht viel zu tun.

Wenden wir uns noch einmal nach Jena, so führen uns zwei dieser jüngsten Beiträger freilich weniger durch ihre ganz unbeträchtlichen poetischen Leistungen als durch ihre persönlichen Beziehungen weiter zur Romantik hinüber. Beide sind jung gestorben, aber bei keinem hat wohl der frühe Tod eine bedeutende dichterische Entwickelung abgeschnitten. Der spätere Privatdozent *Johann Bernhard Vermehren*, dessen poetischer Betätigungsdrang sich dann in seinem eignen Almanach besser Luft

1) Übrigens ist doch auch die Goethische Strophe ,Lebe wohl auf Wiedersehn' deutlich durch Cordes' Gedicht angeregt worden.

2) So seine eigne Unterschrift (Urlichs, Briefe an Schiller S. 297); den Almanach druckt Hirth.

machen konnte, Friedrich Schlegels Schildknappe in Sachen der Lucinde, in ihrer Verteidigung Schleiermachers ungeschickter Nachbar, hat sich später formal in der Bevorzugung des Sonetts und anderer komplizierter Formen, doch auch in Stimmung und Inhalt seiner Gedichte der Romantik angeschlossen [1]), ohne bei seiner aller Originalität entbehrenden kleinen Formbegabung je Schillers Einfluß ganz verleugnen zu können, der auch in seinem ganz unbedeutenden Beitrag zum Almanach auf 1799, ‚Armuth der Sprache' — Distichen — zu erkennen ist. Auch Vossens Schüler zu Eutin, der Horazübersetzer *Friedrich August Eschen*, der in Jena studierte und 1800 in der Schweiz, wohin er als Hauslehrer gegangen war, in den Alpen verunglückte, ein Freund Herbarts und mit des Kapellmeisters Reichardt musikalisch begabter Tochter Luise verlobt, hatte sich besonders an Friedrich Schlegel angeschlossen. Schiller schreibt von ihm an Goethe [2]): ‚Ein gewisser Eschen, ein Schüler von Voß, den dieser voriges Jahr an mich empfohlen, ist seinem alten Abgott und Lehrer ganz untreu geworden, und findet jetzt sehr viel an ihm zu tadeln. Das Schlegelische Haus hat diesen jungen Herrn in die Mache genommen, und ihn Voßen entführt. Ich fürchte, daß er sich bei seiner Glaubensveränderung schlecht verbessert hat'. Interessant ist, daß Eschens wenige Beiträge zum Almanach auf 1799 diese ‚Glaubensveränderung' zeigen. Die fünf ‚Hymnen aus dem Griechischen' und das Idyll ‚Die Lehre der Bescheidenheit' zeugen auch in den sauberen Hexametern von dem Einflusse Vossens, der früher an den Gedichten seines Schülers die Form gelobt, aber keinen rechten Gehalt in ihnen gefunden hatte. Das Gedicht ‚An Luise mit einem Gedichte von Ossian' in

1) Unendlich ist das Sehnen, Und aus der Sehnsucht Thränen
Das in uns lebt und glüht, Allein Genesung blüht.
Kunstsinn (Vermehrens Almanach auf 1803.)

2) 8. Mai 1798.

Stanzen dagegen hat sein Vorbild offenbar in Wilhelm Schlegels im vorjährigen Almanach erschienener ‚Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julie‘.

Mit Eschens Freunde, dem Tasso-Übersetzer *Johann Diederich Gries*, Brentanos freundschaftbegeistertem ‚Dichter Haber‘, treten wir nun in den eigentlichen romantischen Zirkel Jenas ein. Gries selbst ist wie als Dolmetsch so in seiner ganzen Dichtung ein kleineres Abbild Wilhelm Schlegels, formsicher und geschmackvoll wie dieser, gewandt in poetischen Scherzen, aber auch wie sein Vorbild wirklicher dichterischer Vertiefung und echter Wärme oder gar Kraft der Empfindung doch in bedenklichem Grade ermangelnd. Schon in seinem ersten Beitrag — zum Almanach auf 1798 — dem symbolisch balladenartigen Gedicht ‚Phaethon‘ erkennt Schiller die Nachahmung von Schlegels im vorhergehenden Almanach erschienenen ‚Pygmalion‘ [1]) und konstatiert treffend, Gries strande zuweilen ‚an der Klippe der bloßen Declamation‘ [2]). Und als Schiller das ihm für den folgenden Almanach gesandte Gedicht ‚Der Arzt‘ — jenen alten durch den Wilhelm Meister wieder ins Gedächtnis gerückten Stoff von dem aus Liebe zu seiner Stiefmutter totkranken Königssohne behandelnd — an Goethe schickt, ob er dem Product etwas abgewinnen könne [3]), antwortet dieser schroff, aber nicht unberechtigt: [4]) ‚Das Gedicht folgt hier wieder zurück, das eine ganz eigene Art von Nullität hat. Die jungen Herren lernen Verse machen so wie man Düten macht; wenn sie uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten! Ob es für den Almanach sey weiß ich nicht. Es käme dünkt mich darauf an, ob Sie Platz haben, denn das Publikum, besonders das weibliche, liebt solche hohle Gefäße, um sein bischen Herz und Geist darein spenden

1) 7. September 1797 an Goethe.
2) 24. August 1797 an Schlegel.
3) 13. Juli 1798.
4) 14. Juli 1798.

zu können'. Körner wirft dem Gedicht ,die Trockenheit und Kälte der Schlegelschen Producte in dieser Gattung' vor. Lieber als in solchen langen, glatten, schwächlichen Stücken ist uns Gries manchmal, wenn er einfacher kommt; aus seiner ,Rückkehr nach Schwarzburg' im letzten Almanach etwa glaubt man doch so etwas wie einen entfernten Vorklang von Mörikes ,Besuch in Urach' zu vernehmen. Aber eigentlich am Platze ist er doch erst als Übersetzer:

Wem meiner Lieder Ernst mißfällt,
Vielleicht daß ihn mein Scherz ergetzte,
Und wer vom Eignen wenig hält,
Der halte sich ans Übersetzte.

Gries' Übersetzungen verdienen noch heut allen Respekt. und Körners etwas naiv befangene Kritik an der in den Almanach auf 1799 aufgenommenen ,Gelegenheit' nach Macchiavell trifft den Italiener, nicht den Nachdichter: etwas anders als die Göttin Gelegenheit der vierten römischen Elegie sah die Macchiavellis freilich aus.

Im Ganzen ist ja der Aufstieg aus den Niederungen, die wir bisher durchwandert haben, zu den Dichtern der Frühromantik keineswegs so beträchtlich, daß er eine völlige Luftveränderung mit sich brächte. Ihrer persönlichen Beziehungen wegen hätten schon Dichter wie Woltmann und F. L. W. Meyer zur Romantik gezählt werden können, und wenn August *Wilhelm Schlegel* heut nicht mit ihnen in einem Atem genannt wird, so hat er das gewiß in letzter Linie seiner Poesie zu verdanken. Was er vor ihnen als Dichter voraus hat, ist sein sicherer und nie versagender Geschmack. Das hat schon Wilhelm von Humboldt treffend ausgesprochen, nachdem er Schlegels Beiträge zum ersten Schillerschen Almanach, die beiden Gedichte ,Aus einem ungedruckten Roman' — den Schlegel mit Karoline Böhmer *lebte* — gelesen hatte [1]): ,Auffallend ist es mir immer, wie alles, was Schlegel

1) 25. August 1795 an Schiller.

macht, sich vor den Werken derer auszeichnet, die man jüngere Dichter nennen kann. Wenn es auch manchmal weder an Gedanken noch Gefühl reich ist, so fällt es nie nur im mindesten ins Gemeine und Gewöhnliche, sondern trägt gleichsam immer das Gepräge einer besseren Schule an sich'. Aus der im Ganzen doch recht ungleichwertigen Masse des ersten Almanachs hoben sich die beiden freilich viel zu langen Liebesgedichte entschieden hervor. Aber ganz in die Gattung der von Goethe als ,hohle Gefäße' charakterisierten Gedichte gehören der ,Pygmalion' — an dem Goethe wie später an der ,Kampaspe' das doch ganz romantische ,falsche Streben die Angelegenheiten der bildenden Kunst poetisch zu behandeln' tadelt [1]) — im Almanach auf 1797 und der ,Prometheus' im folgenden, besonders dieser viel zu lang. Wir mögen uns mit Heinrich Meyer und mit Humboldt trösten, von denen jener ihn überhaupt nicht, dieser ,nur aus Pflicht' lesen konnte, wenn wir uns mühsam durch die fünfundzwanzig Seiten hindurchwürgen. Wenn Schiller über die Terzinenform des Gedichts an Schlegel schreibt [2]): ,Manche möchten das Silbenmaß bei einem so uralten Stoffe zu modern finden. Diesen können Sie aber sehr befriedigend antworten, daß die philosophische Behandlung des Stoffes denselben an sich schon aus seiner Urwelt heraus in ein modernes raisonnirendes Zeitalter versetzt' — so ist das Bedenken wohl ernster gemeint als die Rechtfertigung, deren Inhalt Körner seinerseits grade dem Gedichte zum Vorwurf machen konnte: ,Sprechen die Personen zu deutlich und ausführlich, so werden sie modernisiert, besonders wenn sie, wie hier, über die menschliche Natur philosophieren'. Ganz anders urteilte in seiner Rezension nun freilich Ludwig Tieck, der nicht nur rühmte: ,Der Dichter hat hier, soviel ich weiß, den ersten und ohne Zweifel völlig gelungenen Versuch ge-

1) 25. Juli 1798 an Schiller.
2) 27. Juli 1797.

macht, uns im Deutschen die Terzinen des Dante zu geben', sondern auch die Harmonie von Inhalt und Form hervorhob: ‚Ich möchte behaupten, das uns das wunderbare Verschlingen der Strophen durch die Reime schon in eine ferne Zeit versetze; wie ein ernster Strom rauscht ohne Absatz und Pause das Gedicht uns vorüber'[1]), um an den ‚Prometheus' und die übrigen Beiträge Schlegels zum Balladenalmanach dann überhaupt allgemeine Bemerkungen über den Einklang von Inhalt und Form zu knüpfen: in diesen Urteilen kommt der volle Gegensatz des Schillerschen Kreises und der jungen Romantik zum Ausdruck. Nicht vergessen soll hier aber werden, daß im Anschluß an dieses Gedicht Goethe Schiller um seine Gedanken über die Versart, in der es geschrieben ist, fragt[2]) — eine Form, die Goethe nur zweimal, fast drei Jahrzehnte später, angewandt hat: in der ersten Szene des zweiten Faustteils und in dem Gedicht an Schillers Schädel. — Der Almanach auf 1798 aber bringt außerdem doch einige der besten Stücke nicht nur von denen, die Schlegel in Schillers Musenalmanach veröffentlichte, sondern von seinen Gedichten überhaupt. Das gilt weniger von dem — von Tieck freilich wieder ‚lieblich und hinreißend' genannten — ganz in Schillers Balladenton gehaltenen ‚Arion', der ja noch heut bekannt geblieben ist, den man aber nur mit den im selben Almanach unmittelbar vorhergehenden ‚Kranichen des Ibykus' zu vergleichen braucht, um zu erkennen, daß er doch nichts als ein kaltes Prunkstück ist. Und auch das Sonett ‚Gesang und Kuß' will nicht viel bedeuten. Aber an der ‚Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julia' rühmt doch nicht bloß Tieck die seltene ‚Zartheit und Feinheit'; da äußert sich auch Schiller selbst sofort Goethe, Körner

1) Ähnlich Friedrich Schlegel 29. Sept. 1797 an Wilhelm: ‚Für prophetische Gedichte wie Prometheus ziehe ich aber die Terzine dem Hexameter weit vor'.

2) 21. Februar 1798.

und Humboldt gegenüber[1]. Schlegel habe sich hier selbst übertroffen (freilich nicht ohne grausam hinzuzufügen: ,wenn er sie nur nicht irgendwo gestohlen hat'), Humboldt stimmt bei[2] und Körner macht die gute Bemerkung: ,Ein Kunstwerk kann ebenso wohl Objekt des Dichters sein als eine Naturerscheinung. — Eine versificirte Recension mag man nicht, sondern der Geist des ganzen Gedichts soll aus der Seele eines andern Dichters widerstrahlen. Für diese Gattung taugt Schlegel, denn er hat viel Empfänglichkeit. Von seiner productiven Kraft aber habe ich eine geringe Idee'. Weniger günstig ist Körners Urteil — wohl mit Recht — über ,Die entführten Götter', denen Schiller auch ,viel Gutes' nachgerühmt hatte: ,Die entführten Götter schwatzen so vielerlei durcheinander, daß man eigentlich nicht recht weiß, was sie wollen. Die letzte Strophe ist gut, aber das Übrige hängt nicht genug damit zusammen'. — Daß die Franzosen seit 1797 berühmte antike Bildwerke wie die Laokoongruppe nach Paris verschleppten, hat mehr als ein Gedicht veranlaßt; auch eines von Gries, ,Die Gallier in Rom', das in den Horen gedruckt wurde. Daß Schlegels Gedicht Eindruck auf Schiller machte, ist darum interessant, weil so Schlegels Einfluß auf Schillers 1803 gedrucktes Gedicht ,Die Antiken zu Paris' unzweifelhaft wird[3]. Schlegels Beiträge zum Almanach auf 1799 —

---

1) 6. Oct. 1797 an Goethe; 20. Oct. an Körner; vgl. Humboldt an Schiller 7. December 1797.

2) 7. December 1797.

3) Die von Körner gelobte Schlußstrophe der ,Entführten Götter':

> Wer würdig uns zu ehren weiß,
> Trägt uns in seiner Brust sein eigen.
> Doch trittst du ungeweiht in unsern Kreis,
> So deckt uns Nacht und die Orakel schweigen.

Schiller ,Die Antiken zu Paris':

> Ewig werden sie ihm schweigen,
> Nie von den Gestellen steigen
> In des Lebens frischen Reihn.

im letzten fehlt er — sind im Ganzen schwach. Den Stoff zu der balladenhaften aber wieder recht kalten und matten ‚Kampaspe‘ verdankt er seinem Studium der älteren englischen Literatur (John Lily ‚Alexander and Campaspe‘). Iffland, der als Gast in Weimar in Rousseaus Pygmalion aufgetreten war, wird in einem Sonett als der neue Pygmalion gefeiert — zu Goethes besonderm Vergnügen (28. Juni 98 an Schiller), weil sich Schlegel schon zum zweitenmal am Pygmalion vergriffen habe — übrigens ist Pygmalion in Schillers Almanach wirklich ein häufiger Name, denn der auf 1799 bringt auch ein schwaches Gedicht ‚Der neue Pygmalion‘ von Matthisson, von Schillers ‚Idealen‘, wo er auch vorkommt, ganz abgesehn. — Leichte Ware sind die Verschen an Friederike Unzelmann als Nina, und in den ‚Lebensmelodien‘ findet Körner — und dies muß doch das Endurteil über Schlegels Beiträge zum Almanach wie über seine ganze Poesie sein — nichts Eigentümliches in den Ideen, und nichts Neues in der Einkleidung. Das Machwerk ist wieder gut, die Verse fließend und wohlklingend, die Reime verständig gewählt‘. Übrigens gehören ja auch die in andern Huldigungen überbotenen Verse an Friederike Unzelmann und das Sonett an Iffland zu jener romantischen Gattung von Gedichten, die ‚ein Kunstwerk zum Object der Darstellung‘ haben und im Ganzen doch von einem Überwiegen der künstlerischen Kultur über Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit zeugen.

Etwas überrascht horchen wir auf, mit welch auffallend frischem, hellem, eigentümlichem Ton ein andrer Romantiker, der wahrhaftig auch kein großer Lyriker werden sollte, wenngleich er Schlegel an dichterischer Begabung übertraf, in Schillers Almanach einsetzt. Von den Gedichten, die *Ludwig Tieck* zum vierten Almanach

---

Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen —
Dem Vandalen sind sie Stein.

beitrug, ist ja das eine, das Herbstlied ,Feldeinwärts flog ein Vögelein' noch heut nicht ganz vergessen. Das beste aber ist wohl der ,Neue Frühling'; zwar tritt darin Goethes Einfluß deutlich zu Tage, der ,Besuch' und die ,Morgenklagen' haben nicht nur das Metrum hergegeben, aber das Gedicht trägt viel weniger das Gepräge einer Nachahmung als etwa Bürdes im selben Almanach zwanzig Seiten vorher stehende ,Überraschung'; es ,hat eine eigene jugendliche Lieblichkeit und erscheint als das Werk eines einzigen glücklichen Moments', lautet Körners Urteil. Daneben verdient die sapphische Ode ,Kunst und Liebe' Auszeichnung, im Gedanken verwandt etwa jenem Satze Sainte-Beuves: ,Il existe chez les trois quarts des hommes un poëte mort jeune à qui l'homme survit' oder Adalbert Stifters Wort von den ,erloschenen Menschen, die sich vorgestorben sind und ihren Körper wie das leere Fach der Seele hinfristen', auslaufend in ein Gebet an die Gottheit, ihm das Jugendleben zu wahren, daß er nie in nüchternem Hohn voll Mitleid über sich selber lächle. Schwach ist Tiecks vierter Beitrag ,Auf der Reise', der schon etwas von seiner eindruckslos tändelnden Formspielerei zeigt.

Abseits und ziemlich im Hintergrunde unter den Mitarbeitern des Almanachs steht der Dichter, der von ihnen neben Goethe und vor Schiller der größte Lyriker war: *Friedrich Hölderlin*. Kaum je nennt einer der zeitgenössischen Kritiker des Almanachs seinen Namen mit Auszeichnung, Körner beurteilte seine Beiträge wohlwollend, erkannte aber die Bedeutung dieses Dichters so wenig wie Schiller selbst. Das darf uns nicht Wunder nehmen: die Zahl von Hölderlins im Almanach erschienenen Gedichten war zu gering. Schmerzlich aber berührt es um Schillers wie um Hölderlins willen, wenn wir bedenken, daß gerade in jenen Jahren die Entwicklung von Hölderlins Lyrik ihren Gipfel erreicht, und davon im Musenalmanach so gar keinen Reflex wahrnehmen. Eine Reihe von Gedichten Hölderlins — beide

Fassungen des ersten Diotimagedichts, ‚An die klugen Ratgeber' in zwei Fassungen, ‚Dem Sonnengott', ‚Der Mensch', ‚Vanini' — blieb in Schillers Redactionsbüreau liegen, die beiden letzten wurden erst fast ein Jahrhundert später gedruckt. Mochte Schiller immerhin Hölderlin darum mit besonderem Mißtrauen gegenüberstehen, weil er in ihm zu viel Verwandtschaft mit sich selbst fand, womit es ja auch zusammenhängt, wenn er ihn vor philosophischen Stoffen warnt — die völlige Verschiedenheit zwischen seiner und Hölderlins ganzer Anlage, die immer deutlicher wurde, hätte er im Laufe der Zeit doch bemerken müssen, wenn er ihm etwas mehr Aufmerksamkeit und Teilnahme geschenkt hätte.

Der erste Almanach bringt von Hölderlin ein Gedicht: den ‚Gott der Jugend'. Seinen eigenen Ton hat der Dichter hier freilich noch nicht ganz gefunden, es ist noch etwas Matthisson darin, wir begreifen es schließlich, wenn Friedrich Schlegels Kritik Hölderlin — von dessen Bedeutung später doch sein Bruder in einer guten Stunde etwas erkannte [1]) — nicht eben mit besonderer Hochachtung mit Neuffer zusammen nennt, und doch: wie rein und rührend klingt dieses stille, fast verhaltene Bekenntnis junger Lebensseligkeit schon aus dem Chor der Dichter des Almanachs heraus! um so ergreifender für uns, die wir wissen, wie bald dem Sänger ‚alle Geister des Todes auf den Saiten des Herzens spielen' sollten. Und freilich war Hölderlin ein viel zu großer und viel zu persönlicher und subjektiver Lyriker, als daß nicht auch die paar Beiträge zum Schillerschen Almanach eine Ahnung von seinem Wesen geben sollten. ‚Ich verstand die Stille des Äthers, der Menschen Wort verstand ich nie', heißt es ein andermal von seiner Kindheit, und den Vater Äther, der ihn treu und freundlich erzog, preist

1) A. W. Schlegels Recension von Neuffers ‚Taschenbuch für Frauenzimmer auf das Jahr 1799' in der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1799 (Sämtliche Werke XI 363).

das Gedicht im dritten Almanach (‚An den Äther‘). Der folgende Almanach bringt dann noch zwei kleine Oden. In der einen, ‚Sokrates und Alcibiades‘ findet hellenischer Kult des Schönen, dem sich auch die Weisen am Ende zuneigen, seinen Ausdruck; ‚An unsre [großen] Dichter‘, dem Körner eine weitere Ausführung wünschte, die es in der späteren Variation ‚Dichterberuf‘ auch erhielt, die Dichter preisend, die wie Bacchus mit heiligem Wein die Völker vom Schlafe wecken, macht den Abschluß. Als der Almanach auf 1796 erschien, betrat Hölderlin grade zuerst das Gontardsche Haus; als der letzte, der Beiträge von ihm brachte, herauskam, verließ er es wieder.

Wir haben uns die Beiträge der beiden Größten in Weimar und Jena bis zuletzt aufgespart und mit den ihren die eines dritten, der, wenn er auch ein viel geringerer, ja im höchsten Sinne überhaupt kein Dichter war, ihnen doch an Bedeutung der Persönlichkeit wie an Ansehen am nächsten stand, obgleich seine Verdienste schon damals historisch geworden waren. Aber ehe wir uns Herder zuwenden, dem größten Übersetzer, der am Schillerschen Musenalmanach beteiligt ist, sei ein Rückblick auf die Übersetzer des Almanachs überhaupt eingeschaltet, und die Gelegenheit zugleich benutzt, einiges nachzuholen.

Man mag im Schillerschen Musenalmanach drei Typen von Übersetzern unterscheiden: einmal solche, wie sie bis dahin vorzugsweise im Kreise des Göttinger Almanachs zu finden waren, in dem ja der Wert der Übersetzungen in den letzten Jahrgängen durch Leute wie Haug und F. L. W. Meyer gestiegen war und man den Originalen wenigstens nicht mehr mit der manchmal geradezu verblüffenden Ungeniertheit gegenüber stand, wie man das früher vielfach getan hatte, zumal man ja die Übersetzungen nicht als solche zu bezeichnen brauchte; also Übersetzer neuerer Dichtung meist leichteren Kalibers, etwa der petite poésie der französischen Alma-

nache, aber auch gewichtigerer Stücke: im Schillerschen Almanach gehören wieder Haug und F. L. W. Meyer hierher, der erste freilich überhaupt sehr wenig, der zweite nur mit *einer* Übersetzung unter seinen Beiträgen beteiligt, dazu kommen noch Kosegarten mit der Drydenschen Ode und Örtel mit dem ‚Exil'. Grade bei dem letzten kann man sehen, wie ganz anders ein Romantiker verfahren wäre: Wilhelm Schlegel hat Örtels Übertragung des ‚Monk' rezensiert [1]) und dabei getadelt, daß er jene Übersetzung, die der Schillersche Almanach vorher brachte, nach dem englischen Gedicht des Romans gegeben habe, während doch dieses nur eine Erweiterung und Umdichtung eines dänischen Originals sei, auf das Örtel habe zurückgehn müssen. Die neue Romantik nun, die in in ihrer Übersetzungstätigkeit viel tiefer in den Geist des Originals, den Geist des Dichters, den Geist seiner Sprache und seiner Zeit einzudringen, sich ihm so weit wie nur irgend möglich zu nähern und die Schwierigkeiten der Übersetzung mit zähester Konsequenz zu überwinden versuchte, die mit einem Wort anstelle der früher künstlerisch-dilettantischen Art des Übersetzens künstlerisch-wissenschaftlich übersetzen wollte, hatte damit schon im Bürgerschen Almanach begonnen und ihre Arbeit namentlich in den Horen fortgesetzt; in Schillers Musenalmanach aber tritt ihre Übersetzungstätigkeit

1) Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1798 und Werke XI, S. 269 ff. An der in der Forderung zum Ausdruck kommenden Tendenz ändert es natürlich nichts, daß sich Schlegel in einem tatsächlichen Irrtum befindet. Er schreibt: ‚Wir errathen nicht, warum der Übersetzer sich an die englische verdünnende Erweiterung der dänischen Ballade gehalten, und nicht die schon vorhandene deutsche Nachbildung des Originals in Herders Volksliedern gegeben hat, woher doch unstreitig Hr. Lewis das Stück entlehnte'. Herders Volkslieder enthalten aber überhaupt nur vier dänische Gedichte: Elvershöh, Nordlands Künste, Der Wassermann, Erlkönigs Tochter. Der Stoff ist eher mit dem der von Fontane übertragenen schottischen Ballade ‚Lord Maxwell's Goodnight' zu vergleichen, die das berühmte Abschiedslied des Childe Harold beeinflußt hat.

wieder zurück, es fehlt ihr Meister, Wilhelm Schlegel, als Übersetzer ganz, und sein allerdings sehr begabter Schüler Gries ist nur mit dem einen Stück Macchiavellis vertreten. Als dritter Typus kommt dann der Übersetzer antiker Dichtung im Sinne Vossens hinzu, im Schillerschen Almanach also Eschen. Hier mag man nun, freilich in einiger Entfernung, auch *Wilhelm von Humboldt* anreihen, der zum dritten Almanach eine Pindar-Übersetzung beitrug [1]).

Wir haben es hier nicht mit Humboldts später — — meist erst posthum — veröffentlichten Gedichten zu tun, die, fast durchweg in den vornehmen Formen des Sonetts und der Ottaverime gehalten, im Ganzen doch allzu reflektiert und erkünstelt sind. Im Gegensatz zu dieser überreichlichen, um künstlerische Durchbildung unbekümmerten eigenen Produktion feilte er um so sorgfältiger an seinen Pindar-Übersetzungen. Schon 1792 hatte er an Schiller eine Übertragung von Pindars zweiter olympischer Ode gesandt in der — freilich vergeblichen — Hoffnung, sie in der Thalia gedruckt zu sehen, schon damals doch ehrlich hinzufügend, eigentlich poetisches Talent habe er nie in sich wahrgenommen [2]). Später schrieb er einmal an Schiller, selbst zum Übersetzer habe er zu wenig natürliche Dichteranlage [3]). Aber grade seine zähen Bemühungen um die Übersetzung Pindars, für den Schiller seinerseits ja wenig übrig hatte, sind doch durch ein stetes Fortschreiten belohnt worden. So brachte denn auch das zweite Stück der Horen 1797 seine Übertragung der neunten pythischen Ode mit Einleitung und Anmerkungen. Bei diesen Übersetzungen hat Humboldt überall die genaueste Treue zu erreichen ge-

1) Caroline von Humboldt an Wilhelm 26. Mai 1797: Goethe ‚grüßt Dich herzlich, desgleichen Schiller, der Dich bittet, ihm *alle* Deine übersetzten Pindarischen Oden zu schicken'.

2) 8. Mai.

3) 13. November 1795. (S. jetzt Leitzmann, Humboldts Sonnetdichtung. Bonn 1912.)

sucht, und nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche, gemieden' [1]). Wenn Herders Pindarübersetzungen und Goethes Übertragung der — nicht Pindarischen — fünften olympischen Ode ebenso wie etwa neuerdings wieder ein paar interessante Versuche Rudolf Borchardts sich dem Versbau des Originals in ganz freien Metren nur von weitem nähern — im Gegensatz etwa zu Wilhelm Schlegel, der in seiner Übertragung der ersten pythischen Ode das Metrum des Originals genau beizubehalten versucht — so verfährt Humboldt vielfach so, daß er zwar nicht das Metrum selbst, aber wenigstens ‚die Wiederkehr ähnlicher rhythmischer Perioden' nachbildet, und in der in Gentz' ‚Neuer deutscher Monatsschrift' (December 1795) veröffentlichten Übersetzung des vierten pythischen Gedichts, wo er in der Einleitung dies Prinzip ausspricht, ist die Zahl und Qualität der Silben in den korrespondierenden Strophen so gut wie völlig gleich. In der in den Horen gedruckten Übertragung der neunten pythischen Ode ebenso wie in dem im Balladenalmanach erschienenen Fragment ist das Metrum viel freier, eher in Goethes und Herders Weise behandelt. Das Bruchstück, ein Teil der zehnten nemeischen Ode (‚Die Dioskuren'), ‚als Übersetzung sehr schätzbar' (Körner), ist ein auch außerhalb des Zusammenhanges verständliches, in sich einheitliches und geschlossenes Stück. Ob der großen Mehrzahl der Leser des Almanachs damit gedient war, ist wohl mehr als fraglich: einem genauen Kenner der klassischen Literatur wie Humboldt konnte Pindar neben Homer, Sophokles und Aristophanes ‚Quelle und Muster des griechischen Geistes eigentlich und im strengsten Verstande' sein; ein größeres Publikum aber wird dem Griechen doch immer kalt und fremd gegenüberstehn.

Auch wenn man nur die Beiträge zum Schillerschen Almanach heranzieht, kann man von *Herder* sagen, daß er bis zu einem gewissen Grade jene drei Übersetzer-

1) 8. Mai 1795 an Schiller.

typen noch gesteigert und selbständig und eigenartig ausgebildet in sich vereint. Ganz im Sinne der Dichter des Göttinger Almanachs überträgt er (im zweiten Almanach) französische petite poésie (‚Gefälligkeit‘, ‚Der Entschluß nicht zu lieben‘, ‚Zauberey der Töne‘), sogar ohne die fremde Herkunft anzugeben (wie auch sonst vielfach), so daß wir sie bei zwei andern Gedichten (‚An Aurora, ‚Die Göttergabe‘), wo sie wahrscheinlich ist, doch nicht nachweisen können. Und ganz dem Brauch der älteren Almanache entspricht es, wenn er in der Romanze ‚Das erträumte Paradies‘ nur die erste Strophe dem Französischen nachbildet, das andere frei aus Eigenem hinzufügt. Aus andern Sprachen übersetzt, aber zur selben Gattung gehörig, sind dann auch der ‚närrische‘ (Humboldt) ‚Herzenswechsel‘ aus dem Englischen (1796) und manche Übertragungen aus dem Spanischen. Aber gerade bei diesen (dem später auch von Geibel übersetzten ‚Lied eines Gefangenen‘, den Gedichten ‚Die Entfernte‘ 1796, ‚Macht der Liebe‘, ‚Der Wechsel der Dinge‘, ‚Amors Schicksale‘, 1797) nähert sich Herder dann doch schon der Romantik, der er in der Art, den Blick aufs Charakteristisch-nationale zu richten, vorangeht. Ist es doch kein Zufall, wenn gerade Friedrich Schlegels Recension die ‚charakteristischen Nationallieder‘ des ersten Almanachs rühmt, und eines von ihnen ‚Das Roß aus dem Berge‘ benutzte ja dann noch Clemens Brentano für die ‚Gründung Prags‘. So wendet sich Herder auch im Almanach (1800) dem alten deutschen Volksliede zu in seiner freilich nichts weniger als glücklichen und treuen Umdichtung der ‚Sieben Wünsche‘. Aus dem Griechischen aber bringt er schließlich eine Fülle von Epigrammen — besonders die Mehrzahl der unter der Chiffre E. im ersten Jahrgang veröffentlichten. Wie extensiv er überhaupt als Übersetzer war, davon gibt der Schillersche Almanach auch sonst ein Bild: da steht in dem auf 1796 auch ein neulateinisches Gedicht nach dem ‚polnischen Horaz‘ Sarbievius, und selbst Orientalisches fehlt nicht (‚Die

Gegenwart' nach dem Persischen 1796; die Epigramme unter der Chiffre D. im letzten Jahrgang). Die Grenze, was Übertragung und was Originaldichtung ist, kann dabei, wie sich schon aus dem Gesagten ergibt, keineswegs immer scharf gezogen werden. Eine selbständige Romanze Herders (Madera) mit spanischem — auch von Luise Brachmann zu einem Balladen- und Liederzyklus und von Grillparzer in einem Jugendgedicht benutzten — Stoff nannte Schlegel das ,vorzüglichste' jener ,charakteristischen Nationallieder', und später erhielt sie von den Herausgebern von Herders Werken den Zusatz ,Nach dem Spanischen'; in einem dem Tone nach so völlig Herderschen Gedicht wie ,Die Erscheinung' (1800) ist die Form altdänischen Liedern nachgeahmt. Zu Herders besten Übertragungen wird man die im Schillerschen Almanach erschienenen übrigens nicht zählen. Seinen Originalbeiträgen ist eine gewisse Zartheit eigen. Rosen und Lilien, Morgen- und Abendröte, West und Zephyr, Äther und Regenbogen, Tau und Sylphiden, Amor und Psyche spielen eine Rolle, aber das Ganze hat meist etwas Unklares, nebelhaft Verschleiertes, Schwammiges und Verschwommenes, wozu oft eine große Weitschweifigkeit kommt. Man könnte mitunter geradezu an Matthisson denken, der aber in seiner Art einheitlicher und künstlerischer wirkt. Manches hat Herder auch in eigener Dichtung mit der Romantik gemeinsam: die romanische und romantische Form der Ottaverime steht ihm nahe. Kunstwerke werden verherrlicht (,Die Farbengebung ein Gemälde der Angelica Kauffmann', Alm. auf 1796, u. a.): ihm wie den Romantikern und den Xeniendichtern wird die Poesie zum Vehikel für Kritik und Polemik —, facit indignatio versum Qualemcumque potest' konstatiert Schiller[1]): ,Die verschiedene Weise der Moral', die der Vertreter einer Gefühlsmoral gegen Kant richtet, von Schiller liberal in den Xenienalmanach

1) 23. Juli 1796 an Goethe.

aufgenommen, der hinten den Ruhm Kants verkündete, ‚Reim, Verstand und Dichtkunst‘, ebenfalls im Xenienalmanach, ‚An den Kunstprosector‘, das Heinrich Meyer auf sich bezog, im letzten Jahrgang. Auch bei Herders Epigrammen wären an sich Originale und Nachdichtungen (nach dem Griechischen und Morgenländischen) kaum zu trennen, seine eigenen sind zumeist ganz im Charakter der griechischen Anthologie. Auch ihnen ist dieselbe Zartheit wie den größeren Gedichten eigen, nicht umsonst kommen so oft Rosen und Schmetterlinge darin vor, aber

Bald ist der Schmetterling nicht, bald auch die Rose nicht mehr:

man mag die kleinen Stücke anmutig finden, während man sie liest, aber sie hinterlassen keinen Eindruck, man mag sich an der Fülle, der Buntheit, dem Duft dieser Blüten im Augenblick freuen, aber sie vergehen zu rasch, sie ‚halten nicht aus in Sommern und in Wintern‘, sie geben nur dem Auge und dem Geruch etwas, aber keine herz- und nahrhaften Früchte zum Beißen. Man käme kaum je in die Verlegenheit, sie mit Goethischen und Schillerschen Epigrammen zu verwechseln. Im Ganzen trifft auf Herders Beiträge doch jene von den Xeniendichtern verspottete Recension Friedrich Schlegels besser zu, als die allerdings etwas befremdliche Ausdrucksweise zunächst vermuten läßt: ‚Fehlte es diesen Dichtern‘ (Herder war unter mehreren Chiffren verkappt) ‚nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes, sind des größten Meisters würdig‘.

Die Zeit der Musenalmanache zeigt Schiller und Goethe in engster Verbindung. Nicht nur die Gruppen von Epigrammmen, die im Musenalmanach beide zugleich unterzeichnen, sind gemeinsame Arbeit, auch sonst, wie bei den Balladen, befruchtet und fördert die gegenseitige Teilnahme ganz unmittelbar die Produktion beider. Schiller

besonders wird in Stil und Diktion stark von Goethe beeinflußt: schon die Romantiker spotten über den ‚Goethesken‘ Ton im Prolog zu Wallensteins Lager. Und wie Goethe den Freund bei der Redaktion selbst unterstützt, so betrachtet er es auch als ganz selbstverständlich, den Almanach mit eigenen Produkten auszustatten, so weit es ihm nur irgend möglich ist. *Wir* müssen doch immer einen Monat auf den Almanach rechnen, heißt es einmal im Dual in einem Briefe an Schiller [1]), und von den Romantikern wird der Almanach öfters als ‚Goethes und Schillers‘ oder selbst als ‚Goethes Almanach‘ bezeichnet.

Wenn *Goethe* viel später einmal zu Eckermann gesagt hat: ‚Was habe ich mit Schiller an den ‚Horen‘ und ‚Musenalmanachen‘ für Zeit verschwendet! Gerade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe, ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folgen waren‘ — so dürfen wir diese Äußerung einer unmutigen Stunde nicht zu tragisch und nicht zu wörtlich nehmen; dürfen es um so weniger, als er sich später selbst widersprochen und in einem Briefe an Staatsrat Schultz das grade Gegenteil gesagt hat: [3]) ‚Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Hätt' es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen wie im Besondern wäre gar manches anders geblieben‘.

---

1) 3. Februar 1798.

2) 3. December 1824.

3) 10. Januar 1829.

Die italienische Reise und das Verhältnis zu Christiane Vulpius hatten zum Bruche mit Frau von Stein geführt — auf Iphigenie und Tasso folgten die römischen Elegien. Was Goethe für die Frau fühlte, die er mit Shakespeare in einem Atem nennen konnte: Euch verdank ich, was ich bin, hatte den alten Euripideischen Dramenstoff mit neuem Leben erfüllt; für seine Empfindungen der kleinen Blumenarbeiterin gegenüber war ihm die von den römischen Elegikern ausgebildete Form ein angemesseneres Gefäß. *Eines* bleibt dem Dichter der Iphigenie und dem der römischen Elegien und venetianischen Epigramme gemeinsam: wie er später den Kern der Iphigenie in jenem ‚Alle menschliche Gebrechen Heilet reine Menschlichkeit' zusammenfaßte, so stellen die Elegien und Epigramme aller vergänglichen und konventionellen Moral das rein Menschliche der Antike gegenüber. Aber dem nach seiner Rückkehr aus Italien vereinsamten und verstimmten Goethe hat sich dieser Gegensatz und damit der zwischen ihm selbst und seiner Zeit verschärft, er ist bewußter geworden und findet nun klaren, unbekümmerten, rücksichtslosen, auch höhnischen und schroffen Ausdruck. Feiern die in den Horen erschienenen römischen Elegien, aller Konvention ins Gesicht schlagend, auf bis dahin unerhörte Weise in antiker Nacktheit den sinnlichen Genuß, so ergießt sich die Fülle solchen Unmuts in die zierlichen Gefäße der venetianischen Epigramme, die dem ersten Almanach anonym, aber selbstverständlich überall als Goethisches Eigentum erkannt, hinten aufgepackt wurden.

Daß es kein geringes Wagnis des Herausgebers war, dem Almanach diese Kontrebande mitzugeben — in Wien wurde der Almanach auch verboten, — und daß Körner ganz Recht hatte, wenn er den Epigrammen kein großes Publikum versprach, bewies sogleich die Aufnahme. Caroline Schlegel zwar hatte ihre Freude an den ‚in ein Kövchen allein gesperrten jungen Ferklein': ‚Es sind

muntre Dinger und ich mag sie gern'[1]). Aber Humboldt, der selbst an dem antichristlichen 66. (67.) Epigramm Anstoß nahm und es gern gestrichen gesehen hätte[2]), schrieb dann nach dem Erscheinen des Almanachs aus Berlin, Goethe müsse sich unter den Mitarbeitern die härteste Kritik gefallen lassen, besonders der Epigramme wegen, ‚für die nun freilich auch der Standpunkt, aus dem sie beurteilt werden müssen, am schwersten zu finden' sei[3]). Und in den öffentlichen Recensionen waren es doch nicht allein die Philister, die die Aufnahme der Epigramme in den Musenalmanach tadelten, während sie ‚mit jenen den Horen ebenso unglücklich einverleibten Elegien ein Bändchen Gedichte dargeboten haben würden, wie es in der deutschen Poesie noch gar nicht giebt'[4]); rein komisch berührt es ja, wenn in der im Ganzen durchaus rühmenden Rezension der Jenaer ‚Allgemeinen Literatur-Zeitung' dem drittletzten Epigramm eine ‚zartere und feinere Haltung' gewünscht wird. Aber auch Tieck weiß in seiner Kritik im Berliner ‚Archiv der Zeit' mit den Epigrammen nichts Rechtes anzufangen, wenn er an ihnen vielfach ‚das Epigrammatische oder auch nur jenes Ausgezeichnete, welches den Dichter berechtigt, den Einfall niederzuschreiben und drucken zu lassen', vermißt. Demgegenüber nahm nun freilich Friedrich Schlegel, Schillers Liberalität rühmend, in Reichardts ‚Deutschland' grade die Aufnahme der venetianischen Epigramme in Schutz, die ihm wie seiner Schwägerin freilich besonders zusagen mußte: ‚Man recensiert an diesem Büchlein nicht lange, aber im Lesen kommt man nicht davon'. Daß nur ein sehr kleiner Kreis wirklich

1) 4. Sept. 1796 an Luise Gotter.

2) 20. Nov. 1795 an Schiller.

3) 29. Dec. 1795 an Schiller.

4) ‚Deutschland' 1796, 1. Band 3. Stück (Braun, Schiller im Urtheil seiner Zeitgenossen II, 188) — wogegen sich dann Friedrich Schlegel wandte (Minor, Schlegels prosaische Jugendschriften 2. Band, Seite 1 ff.).

imstande war, die venetianischen Epigramme wie die römischen Elegien zu genießen, ist von vornherein klar, und Nietzsches Satz, Goethe sei den Deutschen immer anstößig gewesen, er habe ehrliche Bewunderer nur unter Jüdinnen gehabt, behält in weitem Umfang seine Geltung.

Als ‚Amors Triumvirn' hatten die römischen Elegien Catull, Tibull und Properz gefeiert, und den Spuren desjenigen von ihnen, der ihm wohl der nächste war, des Properz, folgte Goethe auch sonst: nicht bloß in elegischer Form, wie später in der ‚Euphrosyne', sondern auch in den fünffüßigen Trochäen des ‚Besuchs' im ersten Almanach. Gehört dies Gedicht der Stimmung wie der Entstehungszeit nach in die Nähe der römischen Elegien, so zeigen Goethes Beiträge zum ersten Almanach überhaupt, daß die Jahre unmittelbar vor der Freundschaft mit Schiller dichterisch unfruchtbar waren: nur der Prolog zu dem Schauspiel ‚Alte und neue Zeit', das Goethe halbamtlich als Leiter des Weimarischen Theaters verfaßt hatte, ist sicher in dieser Zeit entstanden — im Almanach auf 1798 folgt dann noch ‚Der neue Amor'. Sonst aber liegen die im ersten Almanach erschienenen Gedichte Goethes, so weit sie überhaupt genauer zu datieren sind — und ‚Meeresstille' und ‚Glückliche Fahrt' verdanken ihre Entstehung vielleicht auch erst dem Bedürfnis des Almanachs —, entweder weiter zurück (‚Verschiedene Empfindungen an einem Platze', die kophtischen Lieder, ‚Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel') oder fallen in das Jahr vor dem Erscheinen des Almanachs (‚Nähe des Geliebten'). Unter allen wurde ‚Der Besuch' mit gutem Grunde von der privaten und der öffentlichen Kritik besonders ausgezeichnet[1]).

Inzwischen hatte die Freundschaft mit Schiller Goethe eine ‚zweite Jugend' gegeben, jenen ‚neuen Frühling', in

1) Eigentlich sollte auch die ‚Spinnerin' in den ersten Almanach kommen, die auf den Wunsch Herders fortblieb (Goethe-Jahrbuch IX, 303).

welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Das große gemeinsame Manifest der Xenien zeigt im zweiten Jahrgang den Bund zwischen Goethe und Schiller schon in aller Festigkeit. Daneben stehn in ihm drei mit ‚G. und S.' unterzeichnete Reihen von Epigrammen, von denen zwei ‚Vielen' (später ‚Frühling' in den ‚Vier Jahreszeiten') und ‚Einer' (später ‚Sommer') Goethe allein gehören, während er an den Votivtafeln sehr geringen Anteil hat: die Unterschrift stammt noch aus der Zeit, da die Xenien, deren Kreise ja auch diese Zyklen ursprünglich angehören, sämtlich als gemeinsame Arbeit veröffentlicht werden sollten. Unter Goethes Namen erschien ‚Die Eisbahn', der spätere ‚Winter' der vier Jahreszeiten, während eine Anzahl anderer Distichen, meist praktisch-politischen Inhalts, erst nachmals mit Goethes Besitztum aus den Votivtafeln und verstreuten Xenien zur dritten der ‚Vier Jahreszeiten', dem ‚Herbst' vereinigt wurde. Überhaupt ist der Almanach auf 1797 für Goethe noch mehr als für Schiller ein Distichenalmanach. Nur jene Parodie, ‚die einem das Herz im Leibe bewegt' (Caroline Schlegel), die ‚Musen und Grazien in der Mark', doch mehr gutmütig als ärgerlich den allzu biedern und natürlichen märkischen Idylliker Pastor Schmidt von Werneuchen verspottend, für den neben andern weniger entschiedenen Verteidigern (Fontane) Theodor Storm vielleicht gar nicht so mit Unrecht nicht trotz sondern grade wegen dieses Gedichts eine geheime Vorliebe Goethes annehmen wollte, mußte der größeren Wirksamkeit zu Liebe auf das klassische Gewand verzichten, während ein anderes erweitertes Xenion, zunächst gegen Jean Paul gerichtet, ‚Der Chinese in Rom', auch durch die Form neben den Xenien steht. Der schönste Beweis dafür aber, daß die Schule der Griechen noch offen blieb, eröffnet den Almanach: die Idylle von Alexis und Dora, an der Friedrich Schlegel schon brieflich ‚die Mischung des Weisen und Sinnlich Süßen

mit der Leidenschaft‘ verzückt pries — ‚Wer so dichten kann, ist glücklich wie ein Gott!‘[1]) —, um dann in seiner Rezension wieder an ihr ‚das wesentliche Merkmal der Idylle im griechischen Sinne des Worts‘, die ‚Mischung epischer Fülle mit lyrischer Glut‘, als die eigentümliche Schönheit des Gedichts zu rühmen.

War die ‚Eine‘, der eine der schönsten Epigrammenreihen in diesem Almanach zugeeignet ist, wieder Christiane Vulpius, so gehört ihr — wie das im Vossischen Almanach veröffentlichte ‚Wiedersehen‘ — auch die Elegie, die der Almanach auf 1798 an erster Stelle bringt. Freilich, wie die römischen Elegien der Geliebten nur in fremdem Kostüme huldigen durften, so bekommt ‚Der neue Pausias und sein Blumenmädchen‘ eine gelehrte Anmerkung aus Plinius mit auf den Weg, um ganz als antiquarische Spende zu erscheinen und so wenig wie möglich von dem Persönlichen zu enthüllen, das ihm zu Grunde lag. — das ‚Blumenmädchen‘ freilich blieb verräterisch. — Aber ohne solche Vorsichtsmaßregel betont und beklagt der ‚Amyntas‘ im folgenden Almanach die Unzertrennlichkeit von der Geliebten. ‚Es existiert vielleicht nichts in der ästhetischen Welt, wo Sinnlichkeit und Seele inniger ineinander verwebt sind‘, urteilt Körner von solchen Produkten. Nur die diesen Almanach eröffnende ‚Euphrosyne‘, vielleicht die schönste von Goethes Elegien und die schönste Nänie in deutscher Sprache, ist dem Andenken derselben allzu früh verstorbenen Schauspielerin gewidmet, der der im ersten Jahrgang veröffentlichte Theaterprolog in den Mund gelegt war. Aber selbst die Elegie, mit der Goethe die ‚wohlwollenden Gemüter von Freundinnen‘ zur Teilnahme für die Metamorphose der Pflanzen gewinnen wollte, von der doch Körner urteilte, sie setze ‚einige Bekanntschaft mit Botanik und besonders mit Goethes Schrift voraus‘, nennt gleich zu Anfang die Geliebte und endet

---

1) 15. Juni 1796 an Wilhelm.

in einem ‚lebendigen Gleichnis', das ‚unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete'.

Naturwissenschaftliche Stücke hatten ja schon die venetianischen Epigramme wie die Xenien gebracht. Überhaupt hatten manche Keime, die später noch Frucht tragen sollten, schon in den venetianischen Epigrammen gelegen: nicht nur den Xenien hatten sie manches vorweggenommen, auch die Kerngedanken mehrerer Balladen, die dann das Balladenjahr entstehn lassen und der Balladenalmanach an die Öffentlichkeit bringen sollte, hatten sie schon in aller Kürze ausgesprochen. Mit denselben Augen, die in der Spelunke zu Venedig aufleuchteten, wenn sie Menschen menschlich sahn, betrachtet dann Mahadöh, der Herr der Erde, wieder die Welt und die Bajadere. Und jenem antichristlichen venetianischen Epigramm folgt nun, mit schneidender Schärfe formuliert, die große Antithese der ‚Braut von Korinth':

> Salz und Wasser kühlt
> Nicht, wo Jugend fühlt.

Es ist gewiß nicht bedeutungslos, daß Goethe im Gegensatz zu Schiller eigentlich nur *eine* seiner Balladen in die antike Welt verlegt — denn von dem ja ebenfalls im Balladenalmanach erschienenen ‚Zauberlehrling', der zwar ein antikes Motiv benutzt, aber ganz ort- und zeitlos gehalten ist, muß man natürlich absehn — und daß diese einzige eine gespenstische Sage des ausgehenden Altertums behandelt: die eigentliche balladenhafte Stimmung, die Schiller zu erzeugen weder versuchte noch vermocht hätte, jenes Nebelhafte, Verschleierte, Mysteriöse war der durchsichtig klaren, sonnigen Luft, wie sie für uns doch im Ganzen über der Antike liegt, nicht recht abzugewinnen. So ist Goethe in seinen Balladen lyrischer als der auch hier immer in erster Linie Dramatiker bleibende Schiller — der ‚Schatzgräber' im Balladenalmanach und das Gedicht vom Blümlein Wunderschön und die vier Müllerinlieder im nächsten Jahrgang nähern sich schon ganz dem eigentlichen lyri-

schen Liedcharakter — und er ist zugleich epischer, in der eingehenderen Ausmalung des Einzelnen (die freilich abseits stehende ‚Legende‘ im Balladenalmanach), wofür dann auch die Ratschläge, die er Schiller für die Kraniche des Ibykus gibt, besonders die von Schiller nicht befolgten für den Schluß, bezeichnend sind.

Während Schillers Beteiligung an den letzten Jahrgängen seines Almanachs immer geringer wurde, nahm die Goethes eher zu. Am Almanach auf 1799, dem letzten freilich, zu dem er beitrug, hatte er weitaus den Hauptanteil. Das Gebiet der Lyrik war ja seine eigentliche Heimat, während es für Schiller, wie er selbst es einmal ausgedrückt hatte, mehr ‚ein Exilium als eine eroberte Provinz‘ war, von dem er sich immer mehr in *sein* Reich, das des Dramas, zurückzog. Schon am Almanach auf 1798 ist Goethes Anteil mit dem neuen Pausias und den Balladen nicht erschöpft. Hatte er für den vorhergehenden Jahrgang Schillers Hoffnung, eines der Mignonlieder im Almanach zu sehen, nicht erfüllt (schließlich war es ja doch in den Musikbeilagen erschienen), so brachte nun der Balladenalmanach als kaum geringeren Ersatz das Gedicht ‚An Mignon‘, dem sich — abgesehen von dem schon erwähnten ‚Neuen Amor‘ — noch zwei andre rein lyrische Stücke, ‚Erinnerung‘ und ‚Abschied‘ (‚Zu lieblich ist's‘), anschließen.

Was Goethe im Almanach auf 1799 veröffentlichte, verdankt er zum größten Teil der Schweizer Reise des Jahres 1797. Die ‚Euphrosyne‘ wurde auf ihr begonnen, sie gab den Anlaß zum ‚Amyntas‘, von den Müllerinliedern wurden drei unterwegs an Schiller gesandt, das vierte, das weitaus bedenklichste und hübscheste, ‚Der Müllerin Verrat‘, wenigstens schon angelegt; auf derselben Reise fand Goethe in Tschudis Chronik das Volkslied, das er zum ‚Blümlein Wunderschön‘ umdichtete; dazu kommen jene wundervollen Distichen ‚Am 1. October 1797‘, als zu Uri im Anblick der Alpen den Achtundvierzigjährigen — wie ein Vierteljahr zuvor, als er

die Zueignung zum Faust dichtete — ein Schauer des nahenden Alters traf. Nur die ‚Stanzen‘ (auf den Frieden von Campo Formio; ursprünglich für einen Weimarer Maskenzug — ‚Der lang ersehnte Friede nahet wieder‘), die ‚Metamorphose der Pflanzen‘ und zwei von den Gedichten, die Goethe doch wohl in der Erkenntnis, daß sie hinter den andern an poetischem Wert zurückständen, nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Pseudonym Justus Amman veröffentlichte, fallen ganz nach der Reise. Wir wollen es Körner nicht übel nehmen, wenn er von den Stücken Justus Ammans, deren Verfasser er nicht kannte, jene beiden in seiner Briefkritik ziemlich scharf mitnimmt. Besser kommt mit Recht das dritte ‚An meine Lieder‘ (jetzt ‚Am Flusse‘) fort, das älteste Gedicht Goethes, das der Almanach überhaupt brachte, völlig 30 Jahre alt, als ‚ein tragisches Epigramm, das, wie mich däucht, ziemlich gelungen ist‘. Dagegen ist Körners Urteil über ‚Die Musageten‘ vielleicht sogar etwas *zu* hart: ist auch der Gedanke für ein Gedicht von solcher Ausdehnung wirklich zu dürftig — Körner verweist dem gegenüber ganz hübsch auf das venetianische Epigramm von der Langeweile — so ist doch die Ausführung Goethes nicht unwürdig. Daß aber der befreundete Kritiker über die ‚Sängerwürde‘ (der Name rührt von Schiller her; später ‚Deutscher Parnaß‘), die in breiter und unklarer, mißverständlicher Weise noch einmal Gleim und die alte Garde aufs Korn nahm, nur den Kopf schütteln konnte, begreifen wir wohl. —

Goethe hätte wegen einer großen Arbeit, die er unter den Händen habe, dieses Jahr für den Almanach doch nicht viel tun können, schreibt Schiller an Cotta [1]), als er ihm die Absicht mitteilt, den Almanach auf 1800 bloß durch die Aufnahme der ‚Schwestern von Lesbos‘ zu erledigen: es ist das Frühjahr, in dem die Achilleis durch den Faust verdrängt wird. Als dann der Alma-

1) 13. April 1799.

nach doch noch einen Anhang kleinerer Gedichte bekommen soll, verspricht Goethe zwar auf Schillers Bitte, sein möglichstes zu tun, aber viel Hoffnung macht er von vornherein nicht, und am 26. September muß Schiller an Körner schreiben: ‚Leider erscheint diesmal von Goethe gar nichts im Almanach, alle Productivität hat ihn diesen Sommer verlassen'.

Dem Almanach auf 1798 hatte Goethe noch ein besonderes Geschenk gemacht mit zwei Dichtungen aus hinterlassenen Papieren des Straßburger Freundes *Jacob Lenz*, die er in Händen hatte. Die erste ist die bekannte ‚Liebe auf dem Lande', in der ergreifend die verlassene Friederike Brion dargestellt wird. Körner, der von den zu Grunde liegenden Erlebnissen natürlich nichts wußte, urteilte über das Gedicht folgendermaßen: ‚Ein zarter Stoff, fein gefühlt, aber in einem plumpen Ton dargestellt. Im Ton der Erzählung hört man zu sehr den Studenten; den Versen fehlt es oft an Leichtigkeit und Wohlklang, und selbst die ununterbrochenen männlichen Jamben geben dem Ganzen eine gewisse Härte'. Das ist gewiß alles richtig und hängt einfach mit Lenzens Gleichgültigkeit aller künstlerischen Durchbildung gegenüber zusammen, aber gerecht wird Körner dem Gedicht damit nicht: vielleicht tragen selbst diese Mängel zu dem tiefen Reiz ganz persönlicher Unmittelbarkeit bei, die das Gedicht in seiner Art unter den Beiträgen zum Almanach nur den Goethischen nahe bringt. Bei der zweiten Dichtung von Lenz, dem Dramolet ‚Tantalus', konnte Körner, veranlaßt durch die Selbstironie und die genialisch unbekümmerte, unantike Haltung des Gedichts, sogar von ‚drolligem Humor' reden, ‚dem man es verzeiht, daß der Ton manchmal feiner sein könnte'. Der ‚Tantalus' gehört zu jenen 1776 in Berka entstandenen Gedichten, über die Goethe damals an Merck schrieb, Lenz habe ‚Sublimiora gefertigt' [1]) — eine bittere Selbst-

1) 16. Sept. 1776.

persiflage des Dichters, der in Weimar oft genug zum Spott der Hofgesellschaft werden mußte, verbunden mit den Erinnerungen seiner unsinnigen Leidenschaft für Henriette von Waldner. Das Ganze, zum Teil wirklich von sublimer Poesie, ist zugleich als Huldigung für die Herzogin Luise gedacht, als solche freilich befremdlich genug und ohne Kenntnis der zu Grunde liegenden persönlichen Erlebnisse des Dichters so schwer verständlich, daß, in einer seltsamen Ironie des Zufalls, der spätere erste Herausgeber von Lenzens Schriften (in die die ‚Liebe auf dem Lande‘ freilich noch nicht einging), Tieck, als Recensent des Schillerschen Musenalmanachs schreiben konnte: ‚Was Herr Lenz mit seinem Tantalus oder Dramolet sagen will, habe ich nicht begreifen können; die Liebe auf dem Lande habe ich verstanden, aber sie hat auch dadurch um so mehr mein Mißfallen erregt‘.

Wenn Goethe von sich schrieb, er habe in den Jahren vor der Verbindung mit Schiller beinah aufgehört, Dichter zu sein, so hätte *Schiller* dasselbe von sich sagen können, nur daß es für ihn, bei dem die Poesie nicht unmittelbares Leben und nicht so ganz vom Leben abhängig, sondern Beruf, bewußte Aufgabe war, der sie daher auch wirklich kommandieren konnte, von viel geringerer Bedeutung war als für Goethe. Seit den im Februar 1789 vollendeten ‚Künstlern‘ hatte er sich ja ganz der Geschichte und dann der Philosophie und spekulativen Ästhetik zugewandt, bis der Almanach ihm den ersten Anstoß gab, zur Poesie zurückzukehren. Freilich ganz ohne Mühe ging der Übergang auf das fremd gewordene Gebiet nun doch nicht ab, aber das waren eben nur die ersten Schritte. Einen Monat, nachdem er geäußert hat, sein Beitrag werde sich schwerlich über drei Gedichte erstrecken, spricht er die Absicht aus, wenigstens fünfundzwanzigmal im Almanach genannt zu sein[1]): vierundzwanzigmal ist er es wirklich, und dabei ist noch zu

---

1) 20. Juli 1795 an Körner und 21. Aug. 1795 an Humboldt.

bedenken, daß eine Anzahl damals entstandener Gedichte nicht in den Almanach, sondern in die Horen kam. Wenn Schiller einmal an Wilhelm Schlegel schreibt[1]), all seine poetischen Beiträge zum Almanach und zu den unmittelbar vorher erschienenen Horenheften seien erst vom Juni bis September 1795 entstanden, so trifft das bis auf eine kleine Ausnahme — das Gedicht ‚Einer jungen Freundin ins Stammbuch' war schon 1788 für Charlotte von Lengefeld gedichtet worden — durchaus zu.

Jeder unter Schillers ‚vier Kunstrichtern' — Goethe, Herder, Humboldt und Körner — hatte unter seinen damals entstandenen Produkten einen besonderen Liebling erkoren: Goethe, übereinstimmend mit der Mehrzahl der zeitgenössischen Leser, die auch uns wohl am nächsten stehenden ‚Ideale', Herder den ‚Tanz', Humboldt die ‚Macht des Gesanges', Körner das — in den Horen erschienene — ‚Natur und Schule' (‚Der Genius' — das auch Schiller selbst das liebste war). Anders als die Urteile der Freunde lauteten freilich die der Romantiker, von denen ja Friedrich Schlegel in Reichardts ‚Deutschland' in einer wirklich schlecht disponierten und unklar geschriebenen Rezension, die den Spott der Xenien schon herausfordern konnte, öffentlich das Wort ergriff: sehr rühmend, nur mit einzelnen Ausstellungen, die sich Schiller für spätere Änderungen auch zu Nutze machte, über die ‚Ideale', daneben, womit wir gern übereinstimmen, die ‚Stanzen an den Leser' (‚Sängers Abschied') besonders auszeichnend, schärfer schon über den ‚Tanz', der für ein Epigramm zu lang, während für eine Elegie ‚die Einheit nicht poetisch genug' sei, ganz absprechend aber über den — von Körner schief beurteilten — ‚Pegasus in der Dienstbarkeit', dem der Mangel an ursprünglicher Fröhlichkeit, an einer wie von selbst überschäumenden Fülle sprudelnden Witzes, an Grazie und Urbanität vorgeworfen wird, und über

1) 9. Januar 1796.

die ‚Würde der Frauen', die, wie Wilhelm soufflierte, ‚gewinnt, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze Strophenweise rückwärts liest'. Im selben Sinne, nur noch rückhaltloser, hatte sich schon Caroline brieflich über ‚die hochfahrenden Poesien, die gereimten Metaphysiken und Moralen und die versifizierten Humboldeschen Weiblichkeiten' ausgesprochen: ‚Schillern hängt *das Ideal* gar zu sehr nach — er meint, es ist schon gut, wenn ers nur ausspricht' [1]).

Der Almanach auf 1797 zeigt Schiller ebenso wie Goethe — auch abgesehen von den Xenien im engeren Sinne — als Epigrammendichter: außer den unter seinem Namen veröffentlichten Stücken gehört ihm noch der Hauptanteil an den Votivtafeln. So vergeblich hier auch vielfach die Versuche der Chorizonten bleiben mußten, Goethes Anteil von dem seinen zu sondern, so lassen vielfach doch selbst die Epigramme das Wesen beider Dichter in ihrer Verschiedenheit erkennen. Das bemerkte schon Friedrich Schlegels Recension, freilich mit einem bedenklichen Mißgriff, wenn der Kritiker auch aus dem Goethe allein gehörigen Distichenzyklus ‚Einer' ‚zwei verschiedene und ungleichartige Kränze flechten' will. und mit der deutlichen Tendenz Schiller herabzusetzen, wenn er urteilt, unter den Votivtafeln seien manche ‚nicht sowohl Gedanken der Art, die aus dem Leben entsprungen, ihren Eigentümer auch wieder, wie lebendige Freunde, durchs Leben begleiten, als versifizierte Antithesen und Gemeinplätze, die von den Vorposten oder aus dem Train irgend einer philosophischen Rede desertiert zu sein scheinen'. Das ist einseitig und ungerecht, und wenn Friedrich Schlegel für die Chorizonten sichere Kriterien gefunden zu haben glaubte, irrte er sich doch. Aber man sehe nur einmal die Überschriften Goethischer und Schillerscher Epigramme an: da finden wir bei Goethe etwa ‚An den Selbstherrscher', ‚Der Minister', ‚Der Hof-

1) 10. Februar 1796 an Luise Gotter.

mann', ‚Der Ratsherr': sich so an ganz bestimmte Stände der realen Gegenwart zu wenden, wäre Schillers Sache kaum, er schreibt höchstens ein Epigramm ‚An die Gesetzgeber'. Er hat immer den Zug zum Allgemeinen, Abstrakten, Philosophischen. Darin hat Friedrich Schlegel Recht, daß die Lehren der Goethischen Epigramme viel mehr aus der Erfahrung, die der Schillerschen aus der Reflexion stammen. Den gordischen Knoten abstrakt philosophischer Fragen, den Schiller zu lösen versucht, zerhaut Goethe, indem er die Erfahrung zu Hilfe nimmt: Schiller philosophiert nach Kant über den Begriff der Pflicht, Goethe definiert sie als die Forderung des Tages.

Schon der erste Almanach hatte fünfzehn Schillersche Epigramme gebracht, und wir mögen bedauern, daß die im Jahrgang 1798 veröffentlichten — drei, darunter ‚Die Peterskirche' unter der Chiffre E., die andern vier, sämtlich auf Werke der Architektur, unter seinem Namen — die letzten sind, die der Almanach überhaupt von ihm bringt: grade solche Epigramme entsprachen doch seiner Begabung in hohem Grade.

Von Schillers umfangreicheren Beiträgen zum zweiten Almanach, die ja zum Teil auch aus den Xenien hervorgegangen sind, hebt Schlegels Recension ‚die untadelige Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten, die sichtbare Kunst in Pompeji und Herkulanum, den glänzenden Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage der Ceres' schließlich doch mit etwas zweideutigem Lobe und gar zu kurz abfertigend hervor, dabei ein briefliches Urteil, das seine Meinung ehrlicher zum Ausdruck brachte, stark retouchierend, wo er von der ‚Klage der Ceres' gesagt hatte, sie habe ihm weder eine angenehme noch eine unangenehme Empfindung gemacht: ‚Ohne seinen Namen hätte ich auf Heydenreich oder wenigstens doch auf Matthisson gerathen' [1]. Von den Freunden zog diesmal Humboldt ‚Die Ge-

1) 15. Juni 1796 an Wilhelm.

schlechter', Goethe die Votivtafeln vor, während Schiller seine besondere Freude an Körners Urteil hatte, dem ,Pompeji und Herkulanum' und ,Das Mädchen aus der Fremde' (daneben ,Der Besuch' — ,Dithyrambe' — an dem er ,dieselbe Behandlung' fand) besonders gefielen, in denen der Dichter nach seinem eigenen Ausdruck seine ,Manier zu verlassen gesucht' hatte doch wohl in der Richtung auf Goethe zu. Für die pomphaft aufgestutzte ,Klage der Ceres' freilich, der später Heine so übel mitspielte, war es ein schlechtes Lob, daß sie gerade Kosegarten, der für diese Art freilich Verständnis haben mußte, so ausnehmend wohlgefiel. Da zeigte ein wirklicher Künstler, wie es Matthisson immerhin war, doch ein feineres Gefühl, wenn er das ,Bürgerlied' (,Das Eleusische Fest') im Almanach auf 1799 vor allen andern Schillerschen Gedichten pries.

Dazwischen liegt das Balladenjahr und der Balladenalmanach. Hier lernen wir einmal Körners Urteil mißtrauen, wenn ihm die schwächsten Stücke, ,Der Gang nach dem Eisenhammer' und ,Ritter Toggenburg', die liebsten waren. Daß ein Klassizist wie Wilhelm von Humboldt der ,Nadowessischen Totenklage' keinen Geschmack abgewinnen konnte, begreift man. Schwerer wird es uns zu verstehen, daß er den ,Ring des Polykrates' und sogar ,Die Kraniche des Ibykus', denen wir doch unbedingt den Preis geben würden, nicht bloß unter den ,Taucher', sondern sogar unter den ,Handschuh' stellte. Körner, der dem ,Ibycus' ja sogar den Vorwurf der Trockenheit gemacht hatte, urteilte dann viel glücklicher über die Nachlese zu den Balladen im vorletzten Jahrgang, ,Die Bürgschaft' und den ,Kampf mit dem Drachen', über den dafür Friedrich Schlegel in um so impertinenterem Tone sprach [1]). Neben den Balladen steht auch in den letzten Jahrgängen die philosophische Lyrik im Vordergrund, freilich nun vielfach in

---

1) 29. October 1798 an Caroline.

einer leichteren, populären Art der Behandlung, die manchmal wie in den ‚Worten des Glaubens', bei denen Körner wieder den scharfen Kontrast zu Goethe feststellte, doch hart bis an die Grenzen lehrhafter Leutseligkeit gehen konnte; und auch Stücken wie ‚Licht und Wärme', von Körner ‚mehr rednerisch als poetisch' genannt, und ‚Breite und Tiefe', gegen die der Freund auch ‚manches einzuwenden' hatte, merkt man an, daß sie wohl nur zum Besten des Almanachs gedichtet worden sind. Am höchsten unter diesen leichteren philosophischen Gedichten steht wohl der zweite Spruch des Confucius im Almanach auf 1800; der erste war in dem für 1796 erschienen. — Daneben verfaßte Schiller nun ohne jede persönliche Veranlassung, nur zu Nutz und Frommen des Almanachs auch Liebesgedichte: die ‚Elegie an Emma' (unter der Chiffre S.) und ‚Das Geheimnis' im Almanach auf 1798, und, das gelungenste, ‚Die Erwartung', im letzten. Spürt man es an diesen Gedichten doch, daß sie nicht mehr als ein Spiel der Phantasie sind, so kommt eine um so tiefere, ganz persönliche Empfindung in dem ergreifendsten Gedicht, das Schiller vielleicht überhaupt je geschrieben hat, in der Elegie ‚Das Glück' (Alm. auf 1799) zum Ausdruck, in der das aus Neid und Bewunderung schmerzlich gemischte Gefühl, mit dem er einst Goethe gegenüber gestanden hatte, zur Höhe vornehmster männlicher Resignation gesteigert erscheint. In diesem Gedicht und im ‚Lied von der Glocke', das, 1797 begonnen, erst in den Almanach auf 1798 und dann in den folgenden kommen sollte, bis es endlich im letzten Jahrgang erschien, erreicht Schillers Lyrik in den letzten Jahrgängen noch einmal ihre höchsten Gipfel. Dazu kommen noch die Proben aus dem Wallenstein, das Reiterlied (1798) und der Prolog zum Lager (1799), während ‚Des Mädchens Klage' (1799) ja ursprünglich mit dem Drama nichts zu tun hatte. —

Schließlich noch ein paar Worte über die wenigen

unter ungelösten Chiffren im Almanach veröffentlichten Stücke [1]).

Die beiden im Xenienalmanach unter dem Buchstaben D. erschienenen Epigramme wird man, glaub ich, ohne viel Gewissensskrupel Herder zuweisen dürfen, der auch im ersten Almanach unter diesem Buchstaben Gedichte veröffentlicht hatte und sich 1797 nach seiner Art wieder unter den Chiffren O., T., U., V., W. verbarg. Inhalt und Ton der Epigramme stimmen ganz zu Herder. Das eine, immer noch bessere ‚Die Sachmänner' ist polemisch, das andere ‚Grabschrift' sehr matt und von einem Optimismus, der zwar nicht Herders Temperament, wohl aber seiner Weltanschauung entsprach.

Schwieriger liegt die Sache bei den wieder unter der Chiffre D. im Almanach auf 1799 veröffentlichten Stanzen ‚Die weiblichen Erscheinungen'. Von vornherein abzuweisen ist Goedekes wohl nur auf einer Flüchtigkeit beruhende Angabe, das Gedicht sei von Hölderlin. Es wirkt vag, matt, altmodisch. Man könnte schließlich wieder an Herder denken, der aber an diesem Jahrgang doch wohl gar nicht beteiligt ist. Auch machen der deutlich spürbare Einfluß Schillers und der Inhalt des Gedichtes, das ja im Almanach Vorgänger genug hatte, einen jüngeren Autor wahrscheinlich, der dem Schiller-Humboldtischen Kreise angehört oder wenigstens zu ihm Beziehungen gehabt haben mag; Brinckmann etwa könnte ganz wohl der Verfasser sein. Schließlich scheint aber selbst Amalie v. Imhoff nicht ganz ausgeschlossen; grade das, was man gegen ihre Autorschaft einwenden würde, die Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung, die sich darin äußerte, wenn eine Frau ein solches Gedicht auf ihr eigenes Geschlecht schreibt, läge ganz im Charakter des pretiösen und prätentiösen Hoffräuleins, auch könnte die formenfreudige Schriftstellerin, die sich weder Distichon noch Sonett entgehn ließ, leicht auch einmal ein

---

1) Redlichs Chiffrenlexikon läßt die Fragen offen.

Experiment in Stanzen gemacht haben. Für wahrscheinlich wird man ihre Verfasserschaft trotzdem nicht gerade halten, doch ist sie außer dem gleich zu besprechenden A. Gr. und Louise ** (Brachmann) die einzige, die im Almanach auf 1799 auch sonst unter einer Chiffre verborgen ist.

Nicht besser steht es um die alkäische Ode unter der Chiffre A. Gr. im selben Almanach. Den Anfangsbuchstaben nach könnte man allenfalls an den Weimarer Schauspieler Grüner denken, der Schiller nach dem Kalender am 19. Mai 1798 Gedichte schickte, wozu ja auch das Datum, das die Überschrift bildet, ‚Am 30. März 1798' paßte. Doch findet sich im Weimarer Archiv die erste Strophe dieses Gedichts mit einer Komposition, das Ganze ‚M. B—t.' gezeichnet, ohne daß das für den Dichter oder für einen Komponisten auf eine Spur führte. — —

Daß eine Anzahl auch der bedeutenderen Dichter der Zeit in den Schillerschen Musenalmanachen fehlt, davon war schon die Rede. Trotzdem darf man sagen, daß sie ein vollständiges Bild der Lyrik ihrer Periode geben, ein vollständigeres sogar als einige der ersten Jahrgänge des Göttinger Almanachs, die ihnen darin am nächsten kommen, von der ihrer Epoche. Sie zeigen den höchsten Gipfel der deutschen Lyrik, sie zeigen ihren Durchschnitt in jener Zeit und wohl sogar manches, was unter dem Durchschnitt steht. Von Goethes und Schillers Beiträgen abgesehen, ist freilich die Ausbeute für den Literarhistoriker ergiebiger, als sie sich vom ästhetischen Standpunkt aus darstellt. Der dritte große Dichter des Almanachs, Hölderlin, kam doch kaum zu Wort, und unter den übrigen wird man wohl schon einem Lyriker höchstens dritten Ranges wie Matthisson den ersten Platz geben müssen. So ist und bleibt das Hauptverdienst des Almanachs, die poetische Produktion Goethes und Schillers beschwingt und befruchtet zu haben.

IV.

Erfolg, Ausgang, Nachwirkungen.

Der buchhändlerische Erfolg des Schillerschen Almanachs war offenbar bedeutender, als es bei ähnlichen Unternehmungen der Fall zu sein pflegte. Der Wert einer großen Anzahl der Beiträge oder für die, die ihn nicht zu erkennen vermochten, wenigstens der große Name der Dichter, der Ruf des Herausgebers und dabei das Entgegenkommen den Wünschen der Leser gegenüber, an dem es doch keineswegs fehlte, mußten dem Almanach auch beim großen Publikum den Vorrang vor seinen Konkurrenten geben. Dazu kam beim ersten Almanach der Reiz der Neuheit, beim zweiten die Sensation der Xenien. So hatten diese beiden Jahrgänge denn auch weitaus den stärksten Erfolg. Die Auflage von 3000 Exemplaren, in der Michaelis den ersten gleich hatte drucken lassen, wurde ‚entsetzlich gekauft'; von Berlin, wo die Censur, liberaler als die Wiener, alles auch in den venetianischen Epigrammen hatte passieren lassen, berichtete das gleich nach dem Erscheinen Humboldt, von Weimar gab Goethe dieselbe Nachricht, in Jena konnte es Schiller selbst beobachten. Stärker noch war begreiflicherweise die Nachfrage nach dem Xenienalmanach (der in Wien natürlich das Schicksal seines Vorgängers teilte): in Berlin riß man sich um ihn, in dem kleinen Weimar und Jena waren keine vierzehn Tage nach dem Erscheinen allein über 100 Exemplare verkauft, auf der Leipziger

Messe war er in kürzester Zeit vergriffen, so daß schon im November eine neue Auflage erschien, der im Februar des nächsten Jahres noch eine dritte folgte; insgesamt betrugen die drei Auflagen wohl wieder 3000 Exemplare. Von einem buchhändlerischen Mißerfolg kann nun auch bei den folgenden Jahrgängen nicht entfernt die Rede sein: es wurden immer 2100 bis 2200 Exemplare gedruckt und wohl auch ziemlich vollständig abgesetzt [1]). Wenn wir aber an die gewiß nichts weniger als unberechtigten Vorwürfe der Xeniengegner denken, die den Erfolg des Almanachs auf 1797 lediglich den Xenien zugeschrieben hatten, so begreifen wir ganz wohl Schillers Verdruß, daß es beim Balladenalmanach, dem umfangreichsten und wohl auch dem reichhaltigsten aller Jahrgänge überhaupt, zu der erhofften und von Cotta schon angekündigten neuen Auflage nicht kam. Diese ‚Kälte des Publikums gegen lyrische Poesie und die gleichgültige Aufnahme des Almanachs, die er nicht verdient hat', nehmen Schiller die Lust zur Fortsetzung und lassen ihn schon Mitte August 1798 Körner gegenüber die Absicht aussprechen, dem nächsten Jahrgang nur noch *einen* Nachfolger zu geben. Wiederholt beklagt er sich über die Last der Redaktion, die Gefahr, der Zudringlichkeit des Mittelmäßigen und Schlechten zu erliegen, die Schwierigkeit, bei dem ungeheuren Zuströmen des Unbrauchbaren auch nur ein paar Bogen leidliche Arbeit zu erhalten. Der Hauptgrund aber ist der, daß die dramatischen Arbeiten, die nebenbei auch die lukrativsten für ihn sind, nun bei ihm alle lyrischen Interessen verdrängt haben: beim Drama will er bleiben und in den übrigen Stunden sich mit theoretischen und kritischen Arbeiten beschäftigen. Trotzdem schwankte er bis zuletzt, veranlaßt wohl auch durch den Widerspruch besonders von Humboldts [2]), daneben von Körners Seite, die die anregende Wirkung des Alma-

---

1) Wilhelm Schlegel an Tieck 23. Nov. 1800.

2) Humboldt an Schiller 5. September 1798.

nachs auf Schillers und Goethes Produktion ganz richtig erkannt hatten. Aber schon um die Redaktion des Almanachs auf 1800 kümmert er sich dann doch nicht mehr viel und obwohl zu einem Almanach auf 1801 schon Manuskript von Luise Brachmann, Conz, Steigentesch u. a. vorhanden — auch Gries wäre wieder erschienen — und er im Meßkatalog des Herbstes angekündigt war, meldete er schließlich am 10. Juli 1800 dem Verleger Cotta endgültig seinen Entschluß: ‚Die Unentschlossenheit in der ich war wegen des Almanachs verspätete mein Schreiben von einem Posttag zum andern. Jetzt aber kann ich Ihnen nicht länger verbergen, daß es mir nicht möglich ist, Ihnen dieses Jahr den Almanach zu versprechen. Zum Lyrischen fehlt es mir gänzlich an Neigung und ohne diese kann ich nichts leisten. Alle meine Aufmerksamkeit hat sich auf einen neuen dramatischen Stoff gewendet‘ —. Kurze Zeit bestand dann noch die Absicht, um den Musenalmanach nicht ganz ausfallen zu lassen, die ‚Maria Stuart‘ für ihn zu benutzen, bis auch das Ende August aus äußeren Gründen aufgegeben wurde; übrigens wurde später die bei Unger erschienene ‚Jungfrau von Orleans‘ so verwendet —. So endete der Almanach schließlich wie alle Unternehmungen des Redakteurs Schiller.

Von anderer Seite sollte der Schillersche Musenalmanach eine Fortsetzung erhalten. Nach Bürgers Tode hatte auch Friedrich Schlegel daran gedacht, mit seinem Bruder zusammen die Herausgabe des Göttinger Almanachs zu übernehmen, freilich ohne dann weitere Schritte zu tun [1]). Auch später war dieser Gedanke wohl wieder aufgetaucht, doch die Furcht vor den Scherereien der Redaktion und vor der überlegenen Konkurrenz des Schillerschen Almanachs hatten ihn nicht einmal zum

---

1) Friedrich Schlegel an Wilhelm zwischen 8. Juni und 27. October 1794 (Walzel Nr. 56): ‚Hat Dir Caroline meinen Einfall wegen des Bürgerischen Musenallmanachs mitgetheilt? Ich dächte, die Sache verdiente einige Überlegung‘.

Versuch einer Ausführung kommen lassen [1]). Nun aber, da ihnen bekannt geworden war, daß Schiller seinen Musenalmanach aufgeben wolle, nahmen Wilhelm Schlegel und Tieck den Plan wieder auf.

Für 1801 freilich kam der Almanach noch nicht zustande, der Ungewißheit wegen, in der Cotta wie Schlegel bis zum letzten Augenblick über das Erscheinen des Schillerschen schwebten. So erschien er erst für 1802 im Cottaschen Verlage mit Wilhelm Schlegel und Tiecks Namen auf dem Titelblatt, gedruckt in Jena unter Schlegels Aufsicht.

Von einer Fortsetzung des Schillerschen Almanachs kann man hier allerdings nur in einem sehr bedingten Sinne reden, eigentlich nur in dem, daß er im selben Verlage erschien, gleichfalls den Namen Musenalmanach führte und zwei Mitarbeiter, nämlich eben Schlegel und Tieck, mit ihm teilte. Die Sammlung war einfach ein romantischer Fraktionsalmanach, und wenn bei den Romantikern von den Prinzipien der Herausgeber die Rede ist, glaubt man manchmal deutlich die Spitze gegen die älteren Almanache, anch gegen den Schillerschen zu spüren: ‚Auf unhonorirte Beiträge müssen wir schlechthin nicht speculiren, um nicht in das gewöhnliche Musenalmanachswesen zu verfallen‘ [2]): die Schlegel, Tieck, Novalis, Schelling könnten ihn allein füllen.

Die Zahl der Beiträger ist wirklich viel geringer als bei irgend einem der Schillerschen Almanache, obgleich sie schließlich nicht auf den allerengsten Kreis der Romantik beschränkt blieb. Einige kleinere Leute kamen noch hinzu, darunter Tiecks Schwester und Schwager: Bernhardi mit seiner Frau, Friedrich von Hardenbergs

---

1) Nov. 1797 (Walzel Nr. 94).

2) W. Schlegel an Tieck 23. Nov. 1800. Doch auch hier das Stichwort der Mannigfaltigkeit: ‚Mannichfaltigkeit wäre also nebst der Vortrefflichkeit das erste Gesetz‘, Friedrich Schlegel an Wilhelm 2. Februar 1801.

Bruder Karl und Zacharias Werners Freund Mnioch; sogar Fichte gab einen Beitrag. Der Grundcharakter des Almanachs blieb darum durchaus romantisch; um die völlige Verschiedenheit vom Schillerschen zu erkennen, braucht man nur einen Blick auf die Formen zu werfen, die in ihm dominieren: den sieben Sonetten aller fünf Schillerschen Almanache stehn in diesem einen siebzehn gegenüber, Ottaverime, Terzinen, Canzonen, Romanzen in volkstümlichen, vielfach assonierenden Vierzeilern schließen sich an. Oder man nehme die Übersetzungen: ‚Alte Gedichte nach dem Spanischen' fromm religiösen Inhalts gibt Friedrich Schlegel, ‚Hymnen nach dem Lateinischen' — darunter das freilich jeder Verdeutschung trotzende ‚Dies irae' — der Bruder. Über eines wird man sich sogar wundern: daß die Romantiker, von denen das am wenigsten zu erwarten gewesen wäre, ihre Invektive und Satire auf das Schlußspiel der Jahrhundertwende beschränkten. Aber nachdem man die Absicht, Wilhelm Schlegels ‚Ehrenpforte für Kotzebue' hier zu veröffentlichen, hatte aufgeben müssen — gewiß zum Schaden des Almanachs — wurde alles Literarische ausgeschlossen.

Der Schlegel-Tiecksche Almanach hatte offenbar gar keinen Erfolg: einen zweiten Jahrgang erlebte er nicht, und so konnte auch die Hoffnung der Romantiker, Goethe und Schiller würden in Zukunft Beiträge geben, sich nicht erfüllen. Goethe äußerte sich in einem Briefe an Schelling, der ihm den Almanach übersandt hatte, sehr zurückhaltend: ‚Die Theilnehmer befinden sich weder auf Erden, noch im Himmel, noch in der Hölle, sondern in einem interessanten Mittelzustand, welcher theils peinlich, theils erfreulich ist' [1]). Schiller, Körner und Humboldt — der schon vorher gemeint hatte, wenn Schiller seinen Almanach aufgäbe, würde in Deutschland auch kein guter Almanach mehr erscheinen [2]) —

1) 5. December 1801.

2) 5. September 1798 an Schiller.

sprachen ab, am schroffsten Schiller selbst: er habe kein eigentliches Urteil, weil er es nicht über sich gewinnen könnte, mehr als einige Gedichte aus dem Almanach zu lesen: ‚Die Manier dieser Herren, und ihre ganze daraus hervorschimmernde Individualität ist mir so ganz und gar zuwider, daß ich gar nicht dabei verweilen kann'[1]).

Solchen Urteilen und der an sich recht wohl begreiflichen Teilnahmslosigkeit des Publikums gegenüber ist unparteiisch festzustellen, daß das künstlerische Gewicht des Schlegel-Tieckschen Almanachs durchaus nicht gering ist. Am schwersten wogen die Beiträge des wenige Monate vor dem Erscheinen der Sammlung gestorbenen Novalis (‚Bergmanns-Leben' und ‚Lob des Weins' aus dem Ofterdingen, ‚An Tieck', die ‚Geistlichen Lieder') und Schellings (‚Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning', ein Meisterstück; das ‚Lied': ‚In meines Herzens Grunde' und kleineres). Aber auch aus den Beiträgen der anderen, etwa den Übersetzungen oder Wilhelm Schlegels ‚Totenopfern' für Auguste Böhmer verdient manches Auszeichnung, und selbst unter denen der kleinen Leute, etwa Stefan Schützes (‚Die Tänzer'), befanden sich Stücke, die ohne erheblichen eigenen Wert gerade einem Musenalmanach ganz wohl anstanden.

Dem Schlegel-Tieckschen Almanach tritt nun noch, als Fortsetzung des Schillerschen beabsichtigt, der Vermehrensche, fast möchte man sagen, dem der Romantiker der der Philister zur Seite. Vermehrens redaktionelle Fähigkeiten hat Dorothea Schlegel gerühmt, und sein Almanach brachte es, freilich mit einem Wechsel des Verlages, wenigstens auf zwei Jahrgänge, aber trotz Vermehrens Absicht, ihn ‚in die Fußtapfen' des Schillerschen herauszugeben[2]), kann von einer Fortsetzung des Schillerschen hier so wenig die Rede sein wie bei dem

---

1) Körner an Schiller 19. December 1801; Schillers Antwort vom 28. December; Humboldt an Schiller 11. Mai 1802.

2) Cotta an Schiller 26. Dec. 1800.

Schlegel-Tieckschen. Freilich teilt er mit ihm eine viel größere Anzahl von Mitarbeitern als dieser. Aber Goethe und Schiller selbst nahmen die unsichern Versprechungen, die sie Vermehren gegeben hatten, bald wenigstens für den ersten Jahrgang wieder zurück (im zweiten erschienen sie dann ebenso wenig), und außer Hölderlin, dessen ‚Menons Klage um Diotima' und ‚Unter den Alpen gesungen' man beinahe mit Ärger in solcher Umgebung liest, sind es nur mehr oder minder die Statisten des Schillerschen Almanachs, die hier wiederkehren und sich zum Teil recht breit machen: Luise Brachmann, Conz, Haug, Amalie von Imhoff, der doch die Chiffre A. v. J., mit der auch die Schwestern von Lesbos erschienen waren, ganz offenbar gehört, Knebel, Kochen, Kosegarten, Sophie Mereau, Nöller, Pfeffel und Vermehren selbst. Was von andern kleinen Leuten hinzukam, darunter wieder Friedrich von Hardenbergs Bruder Karl und auch einige der von Schiller zurückgewiesenen Poeten wie C. G. H. Burdach, Gerning, Messerschmid, Münchhausen, war auch nicht geeignet, den Wert des Almanachs viel zu erhöhen. Aus dem engsten Kreise der Romantik — der eine Anzahl der Beiträger nahe stand, darunter der begabteste August Winkelmann — erschien in beiden Jahrgängen Friedrich Schlegel, der nun etwa im zweiten dem Schillerschen Gedicht in einer Canzone *sein* ‚Lob der Frauen' entgegenstellte. Im ersten aber ist auch der alte Klopstock wieder mit ein paar Beiträgen vertreten. Das alles zeigt schon, daß der poetische Charakter des Almanachs recht neutral und indifferent war. Goethe und Schiller, aber auch die Romantiker Schlegel, Tieck, Schleiermacher, der Physiker Ritter, Brentano werden besungen. Das antike Odenversmaß und das Distichon in Elegien und Epigrammen steht viel mehr im Vordergrund als im Schlegel-Tieckschen Almanach, aber der erste Jahrgang bringt nahezu fünfzig — davon mehr als die Hälfte vom Herausgeber selbst — der zweite an dreißig Sonette, und die übrigen romantischen Lieblings-

formen spielen eine große Rolle. Lebrecht Nöller, der auf der Spur Matthissons Gedichte wie ,Die Kinderjahre' und auf der der Romantiker Sonette dichtete, etwa das alte Höltysche Motiv, das er schon im Schillerschen Almanach mißbraucht hatte, nun in einem Sonett ,An ein Schiff, welches die Geliebte trug' verarbeitete, ist der rechte Typus des Vermehrenschen Almanachs; und bei dem Herausgeber selbst lag die Sache ja ganz ähnlich.

Daß dieser Almanach im Kreise Goethes und Schillers und trotz mancher ärgerlichen Äußerungen über das Konkurrenzunternehmen selbst in dem der Romantiker nicht allzu viel von sich reden machte, ist begreiflich. Goethe äußerte ganz nebenbei Schelling gegenüber, neben dem Schlegel-Tieckschen nehme sich der Vermehrensche nicht zum besten aus, auch die ,Feuerluft' Friedrich Schlegels werde den Ballon nicht flott machen[1]). Friedrich Schlegel, damals ohnehin in gespanntem Verhältnis mit dem Bruder, fühlte sich doch verpflichtet, seine Teilnahme zu entschuldigen[2]): fünfhundert dieser ,unschädlichen Art von kleinen Filzläusen' schadeten der Poesie nicht so viel wie Schiller. Am ausführlichsten sprach sich Dorothea gegenüber Schleiermacher aus: ,Vermehren verdient es in mehr als einer Rücksicht sehr wohl, daß man sein Unternehmen unterstützt, denn obgleich er ein mittelmäßiger Dichter, so ist er doch ein guter Redakteur, freut sich mit jedem Beitrag und bezahlt ihn gut und bittet um neue, statt daß man einem Buchhändler sehr viel gute Worte geben muß, eh er einen Almanach von den Schlegel's und Tieck nehmen, und es als eine hohe Gnade annehmen wird, wenn er es thut. Die Leute kaufen nun einmal lieber einen Almanach von Vermehren und Nöller und Haug u. s. w. als einen von Schlegel's und Tieck

1) 5. Dez. 1801.

2) 20. Febr. 1801 an Wilhelm — doch wohl nicht mit ganz gutem Gewissen; Dorotheas ironische Nachschrift: ,Was sagen Sie dazu, daß Friedrich jetzt alle Kleinen — so in Schutz nimmt?' 21. November 1802.

und diesen Lieblingsdichtern zu Gefallen lesen sie auch gern einmal ein Gedicht von Schlegel; es kommt so in viele hundert Hände und weckt doch wohl manchen Sinn und erwirbt manchen Freund, anstatt daß ein Almanach, der sich unter seinem Namen ankündigt, aus Opposition weder gelesen noch gekauft wird. — In Goethes und Schillers Musenalmanach waren genug solcher Leute dabei. Sie bekommen ganz gewiß keinen Buchhändler zu einem zweiten Almanach, während Vermehren seiner immer fortgehen wird'.

Hierin freilich irrte sich die Schreiberin doch: auch Vermehrens Almanach erlebte nur zwei Jahrgänge, und es ist doch zweifelhaft, ob es der Tod des Herausgebers war, der einen dritten unmöglich machte; denn als Vermehren am 29. November 1803 starb, hätte ein Almanach auf 1804 doch schon erschienen sein müssen. Einen Nachfolger aber fand der Schillersche Almanach auch später nicht. Es war die Zeit, wo auch die andern ältern Almanache eingingen: der Vossische mit dem alten Jahrhundert im selben Jahr wie der Schillersche, der Göttinger wenige Jahre später. Damit mag man einen Abschnitt in der Geschichte der deutschen Almanachliteratur machen. In den romantischen Almanachen, die nun folgten, etwa in den beiden Seckendorffschen, finden sich wohl noch Namen, die auch im Schillerschen vertreten waren, aber sie werden ganz durch andere, neue in den Hintergrund gedrängt, durch die jungen Schwaben zumal, und der ganze Geist der Almanache ist ein anderer geworden wie ja schon im Schlegel-Tieckschen und Vermehrenschen. Der Schillersche Musenalmanach, der den höchsten Gipfel der deutschen Almanachliteratur darstellt, konnte keinen Nachfolger haben, weil er aus einem Zusammentreffen von Umständen hervorgegangen war, wie es sich in Jahrhunderten einmal findet; auch dann bei Uhland und Kerner und selbst in Chamissos besten Zeiten nicht.

Register.





